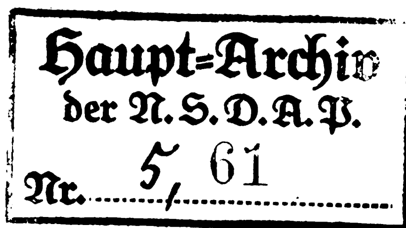
Hitler kämpft um den Frieden Europas

Ein Tagebuch von Adolf Hitlers Deutschlandfahrt

Von

Eugen Hadamovsky





1936

Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München

Inhaltsverzeichnis

Mobilmachung zum Frieden

Mit Adolf Hitler durch alle deutschen Gaue im Kampf für Frieden und Gleichberechtigung

Anmerkung

Alle Führerzitate werden mit * oder ** versehen, wenn das Zitat den DNB.-Nachrichten bzw. dem Rundfunkschallarchiv entnommen ist.

Vorwort

Der Verfasser hat sich bemüht, die erlebte Wahrheit so nüchtern wie ein Chronist zu schildern. Wenn das Tagebuch von der Triumphfahrt Adolf Hitlers durch alle deutschen Gaue trotzdem wie ein phantastischer Roman klingt, so möge der Leser das dem phantastischen und romanhaften Geschehen unserer Tage und der einzigartigen Persönlichkeit des deutschen Volkshelden zuschreiben, der mit seinem Kampf und seinen Reden für den Frieden Europas im Mittelpunkt der Schilderung steht.

Hadamovsky

Eine europäische Überraschung

Der Führer fordert Frieden und verwirklicht Deutschlands Gleichberechtigung

Freitag nacht in der Reichskanzlei und im Propagandaministerium

Freitag, 6. März 1936.

Die Eingeweihten wissen, daß Hochbetrieb ist.

Der Führer arbeitet bis tief in die Nacht hinein, oft bis der Morgen graut.

Gerüchte durchschwirren Berlin.

Aber es ist zwecklos, zur Reichskanzlei zu gehen oder sich auf der Wilhelmstraße aufzustellen.

Man sieht doch nichts.

Die schmucklose Bronzetür der Reichskanzlei, Wilhelmstraße 78, gestattet keinen Blick nach innen und läßt kein Geheimnis heraus.

Man sieht nicht einmal, ob dahinter Licht brennt.

Man sieht auch keine Uniformen und Posten. Auf der leeren Straße, in dem matten Licht der Ampeln geht nur ein scheinbar bei der Ablösung vergessener Schupo auf und ab. Seine Schritte hallen durch die nächtliche Stille.

Aber es liegt etwas in der Luft ... Das wittern die Kabinette in London, in Paris, in Prag. Aber allzuviel kann man sich freilich nicht darum kümmern. Denn man hat ja genügend Sorgen mit den Sank-

tionen gegen Italien. Der Krieg in Abessinien ist in den letzten Wochen erfolgreich gewesen, und Marschall Badoglio hat große Siege an der Nordfront errungen. Die abessinische Nordarmee ist vernichtet.

Wenn Italien nach halbjährigem Krieg und halbjähriger Sanktionsdauer so erfolgreich operieren kann, so spricht das nicht gerade für die Wirksamkeit der vom Völkerbund verhängten Sanktionen und bereitet den Herren in Genf einige Sorgen.

Durch das Gestrüpp der englisch-italienischen Gegensätze gelangen aber doch ein paar alarmierende Meldungen in die europäische Öffentlichkeit.

Die Tschechoslowakei drückt sich breit von Süden her in die Flanke des Deutschen Reiches ein und steht infolge ihrer militärischen Bindungen an Frankreich und Sowjetrußland gewissermaßen auf Vorposten gegen Berlin.

Prag beobachtet Berlin.

Prag dünkt sich ganz besonders aktuell und gut informiert.

Und der Prager Rundfunksprecher ist stolz darauf, daß er schon am Freitagnachmittag um 6.45 Uhr eine Sensationsmeldung herausgeben kann: Reichskanzler Hitler habe es satt, noch länger allein zu bleiben und wolle wieder in den Völkerbund zurückkehren, um Bedingungen stellen zu können, die die Militarisierung

der Rheinlandzone und die deutschen Kolonialforderungen betreffen.

Das Bild in der Wilhelmstraße in Berlin verändert sich im Laufe des Abends nur ganz wenig.

Ein paar Automobile flitzen dann und wann vor.

Ist etwa beim Führer Kabinettssitzung?

Das muß ja ganz überraschend gekommen sein!

Man sieht allerdings Minister.

Doch es ist bald wieder ruhig, kaum ein Mensch betritt das Haus, keiner verläßt es.

Aber im Propagandaministerium sind ganze Fensterfluchten ununterbrochen hell erleuchtet. Zu den wenigen Menschen, die dieses Schauspiel vom Wilhelmplatz und der Wilhelmstraße her näher zu ergründen versuchen, gehört auch eine junge Frau.

Sie hat vor zwei Stunden von ihrem Mann aus dem Propagandaministerium einen Anruf bekommen, der ihr, je länger sie darüber nachdenkt, desto merkwürdiger vorkommt.

Was hat er eigentlich am Telefon gesagt? Die junge Frau ruft sich noch einmal jedes Wort ins Gedächtnis zurück:

Er könne heute abend nicht nach Hause kommen, da er eine „Sitzung" habe.

„Na", hat sie geantwortet, „einmal wird eure Sitzung ja zu Ende sein."

„Allerdings, aber nicht vor morgen mittag um 12 Uhr."

„Was, eine Sitzung von Freitagabend um 8 Uhr bis Sonnabendmittag 12 Uhr? Na, das ist ja wie gedruckt gelogen. — Was ist denn das eigentlich für eine merkwürdige Sitzung?"

Auf diese peinlichen Fragen, die er nicht beantworten kann und nicht beantworten darf, wendet sich der verzweifelte Gatte an den neben ihm stehenden, dem Gespräch zuhörenden Ministerialrat.

„Bitte, versuchen Sie doch einmal, es ihr klarzumachen."

Und nun hört die junge Frau es sogar amtlich.

Amtlich, höflich, liebenswürdig, aber wieder ohne jede vernünftige Begründung, und dann kommt noch eine Entschuldigung, daß man große Eile habe, und ehe sie ihrem Mann „Auf Wiedersehen!" sagen kann, ist das Gespräch getrennt.

Sie versucht es fünf Minuten später noch einmal ihrerseits und läutet an.

„Bedaure, ich kann keine Verbindung herstellen", sagt das Fräulein in der Telefonzentrale.

„Ja, ich habe aber doch eben gesprochen!"

Der Gesuchte ist nirgends mehr aufzufinden. Da setzt sich die junge Frau schnell entschlossen in den Wagen und fährt zum Propagandaministerium. Diesem

Schwindel wird sie schon auf die Spur kommen, das wäre ja noch schöner, jung verheiratet und dann Freitagabend um 8 Uhr erzählen, daß man Sitzung bis Sonnabendmittag 12 Uhr hätte.

Als sie auf dem Wilhelmplatz ankommt, beginnt sie stutzig zu werden. Alle Fensterfronten des Propagandaministeriums sind taghell erleuchtet und der Dienstwagen ihres Mannes steht noch vor dem Nebenportal.

Als tüchtige Nationalsozialistin tippt sie sich an die Stirn, macht kehrt und kommt gerade zu Hause an, als der Lautsprecher verkündet:

„Wir unterbrechen unser Programm und geben Ihnen eine uns soeben zugegangene Meldung außerhalb der Tagesnachrichten bekannt: Der Reichstag ist auf Sonnabend, mittags 12 Uhr, zusammenberufen worden. Auf der Tagesordnung steht als einziger Punkt die Entgegennahme einer Erklärung der Reichsregierung. Die Sitzung wird auf alle deutschen Sender übertragen."

Also in zwölf Stunden Reichstag!

Diese kurze Meldung der Reichsregierung nimmt der jungen Frau einen Stein vom Herzen und verursacht einen Aufruhr an den europäischen Rundfunksendern.

British National gibt um 22.30 Uhr nach der amt-

lichen Bekanntgabe des deutschen Rundfunks seinerseits die Reichstagseinberufung bekannt und knüpft daran Meldungen über umlaufende Gerüchte.

Adolf Hitler beabsichtige, so meldet der britische Sender, die Kündigung des Locarno-Paktes, ferner Erklärungen über wichtige interne Angelegenheiten und finanzielle Schwierigkeiten. Hitler habe heute wichtige Besprechungen mit seinen Ministern, mit Dr. Schacht und den Führern der Armee gehabt. Man zweifle, daß Deutschland zur Geste der vollendeten Tatsache schreite.

Schon vorher, um 20.30 Uhr, hat der Riesensender Luxemburg verkündet, Deutschland würde am Sonntag anläßlich des Heldengedenktages oder am Montag eine große politische Geste mit einem Aufruf über den Friedenswillen Deutschlands und die Frage der entmilitarisierten Zone verkünden.

Um 20.50 Uhr hat Straßburg bereits die Meldung gebracht, der Reichstag sei zu einer außerordentlichen Sitzung einberufen worden. Allerdings verrechnet sich Straßburg beträchtlich und behauptet: für den nächsten Freitag in acht Tagen.

Zehn Minuten später, um 21 Uhr, meldet Straßburg: von der Entwicklung der nächsten Woche könne viel erwartet werden. Entweder der Friede mit Abessinien oder der europäische Krieg.

Rom meldet, daß Deutschland zum Ausdruck bringen würde, die entmilitarisierte Zone könne nicht immer aufrechterhalten bleiben. Man vermutet, daß die deutsche Proklamation am 9. März, in drei Tagen, stattfinden werde.

Während Berlin ruhig bleibt, breitet sich allmählich die Erregung in den fremden Hauptstädten aus.

Morgen werden die, die im Geist von Versailles befangen sind, sicherlich sagen:

Ein schwarzer Freitag!

Morgen aber wird die deutsche Nation, die als gleichberechtigter Partner den Frieden mit den anderen Nationen wünscht, mit Stolz und Bewunderung sagen:

Ein glücklicher Freitag!

Der Tag entscheidender, glücklicher, männlicher Entschlüsse.

Ein Tag, der eine neue Epoche für das Zusammenleben der europäischen Völker einleitet.

Wenn ich heute, zwei Wochen später, mein Notizbuch durchblättere, dann finde ich darin:

Donnerstag, 5. März, 16.45 Uhr, Besprechung bei Hanke. Ministerialrat Hanke ist der persönliche Referent des Reichsministers für Volksaufklärung und Propaganda. Er fragt mich, in welcher Zeit die deutschen Sender ihr Programm ändern und zu einer Reichssendung zusammengefaßt werden können.

Ob eine Reichssendung von jedem Ort aus durchführbar ist?

Mit Hanke machen wir niemals Phrasen. Ich bin mir bewußt, daß wir ein welthistorisches Problem besprechen und es in wahrscheinlich wenigen Tagen zu meistern haben. Trotzdem dauert das Ganze vielleicht fünf oder zehn Minuten.

Die Reichssendeleitung hat seit der Machtübernahme 1933 das System der unabhängigen Sender beseitigt. Die Sender sind keine Aktiengesellschaften mehr, sie gehören weder privaten Aktionären noch einzelnen Ländern. Sie sind Arbeitsgruppen der Reichs-Rundfunk-Gesellschaft. Durch eine scharfe zentrale Zusammenfassung ist die schlagkräftigste und wendigste Rundfunkorganisation der Welt geschaffen worden. Ich erkläre also, daß wir in sehr kurzer Zeit jedes alte Programm ändern, jedes neue Programm durchführen, jede einzelne Sendung abstellen, eine Reichssendung veranstalten und von jedem beliebigen Ort in Deutschland übertragen können.

Wir stellen noch fest, daß es unnötig ist, daß irgendwer etwas über diese Besprechung zwischen uns erfährt.

Am Freitag, dem 6. März, bin ich laut Notizbuch um 20.30 Uhr zu Reichsminister Dr. Goebbels bestellt.

Zu dieser Zeit sind Arbeitsbesprechungen bei uns

im allgemeinen nicht üblich. Wenn wir den 1. Mai, den Feiertag der Arbeit, vorbereiten, die Bauernkundgebung am Bückeberg oder den Reichsparteitag, gewiß, dann muß naturgemäß auch ein paar Nächte durchgearbeitet werden, und dann gibt es noch spät abends Besprechungen beim Minister. Sonst aber sehen wir uns, wenn wir so spät zu Dr. Goebbels eingeladen werden, gewöhnlich ein paar Filme an, die geprüft werden müssen, oder wir unterhalten uns über Kunst, Literatur und sonst etwas, nur nicht über Politik. Aber diesmal ist die Besprechung um 8.30 Uhr abends nicht in die Wohnung, sondern in das Ministerium gelegt worden.

Und was da um 8.30 Uhr alles versammelt ist!

Nicht nur die Leiter des Ministeriums: Ministerialrat Haegert, der Leiter der Abteilung Propaganda, mit seinen Männern, Ministerialrat Dreßler-Andreß, der Leiter der Rundfunkabteilung, Weidemann, der Leiter der Filmabteilung, Berndt, der Leiter der Presse, Kurzbein, der die Bildberichterstatter einsetzt.

Ja, da ist sogar der stellvertretende Reichspropagandaleiter Fischer aus München mit seinem Stab eingetroffen. Und so unwahrscheinlich es jetzt nachträglich klingt, aber es ist die blanke Wahrheit:

Als Dr. Goebbels um 8.30 Uhr die Besprechung, auf dem Sofa seines Arbeitszimmers sitzend, eröffnet,

neben ihm sitzen Fischer und Hanke, da zieht Fischer eine dicke Schreibmaschinenakte aus der Mappe und sagt:

„Herr Doktor, hier habe ich den Entwurf für den nächsten Wahlkampf nach der Reichstagsauflösung bereits mitgebracht."

„Ja", fährt er auf die erstaunte Gegenfrage des Ministers fort, „ich habe das schon vorausgesehen und gleich meiner Sekretärin in München den ganzen Propagandaplan für einen Wahlkampf von etwa drei Wochen diktiert, weil ich mir dachte, es müßte ja dann hier in Berlin doch alles sehr schnell gehen."

So arbeiten nationalsozialistische Propagandisten! Nie eine überflüssige Bemerkung. Kein Wort an Dritte, daß etwas in der Luft liegen könnte! Aber über alles orientiert sein und genau wissen, was kommt!

Ein neugieriger Sekretär des Ministerbüros ist durch einen Zufall am heutigen Abend noch einmal am Ministerium vorbeigekommen. Jetzt hat er auch noch das Pech, daß er die Tür zum Arbeitszimmer von Dr. Goebbels öffnet und die Nase hereinsteckt. Er bekommt, wie alle anderen auch, eine liebenswürdige und bestimmte Einladung, bis auf weiteres im Propagandaministerium zu verbleiben. Vielleicht findet sich irgendwo ein Sofa, auf dem er schlafen kann. Jedenfalls darf er vor morgen mittag 12 Uhr nicht

wieder aus dem Haus. Denn was jetzt besprochen wird, ist bis morgen mittag 12 Uhr Staatsgeheimnis.

Die Ereignisse, Anforderungen und Aufgaben überstürzen sich. Wer so unvorsichtig war, vorher nicht richtig Abendbrot zu essen, kommt auch in den nächsten sechs oder acht Stunden nicht dazu. Gegen 9 Uhr abends begibt sich Dr. Goebbels zum Führer.

Der Chef der Reichskanzlei, Staatssekretär Lammers, hat die Minister soeben zusammengerufen. Kabinettssitzung ist beim Führer anberaumt.

Reichstagspräsident Göring hat außerdem für heute abend die abgeordneten Männer des Deutschen Reichstags mit einer sehr dringlich gehaltenen Einladung nach Berlin geholt. Sie sitzen kameradschaftlich zusammen.

Wenige Minuten nach Beginn der Kabinettssitzung ruft Dr. Goebbels auf der direkten Leitung von der Reichskanzlei zum Propagandaministerium an und fragt mich, in wieviel Minuten eine Erklärung der Reichsregierung über alle deutschen Sender durchgegeben werden könne.

Ich sage als vorsichtiger Mann, der sein Wort unter allen Umständen korrekt einhalten will, das dauere etwa zehn Minuten.

„Das ist zu lange“, sagt Dr. Goebbels, „es darf höchstens fünf Minuten dauern, los!“

Ich verlange sofort mein Büro im Berliner Haus des Rundfunks.

Diktiere die mir von Dr. Goebbels telefonisch durchgegebene Meldung sofort dem Funkhaus und höre fast zur gleichen Zeit die Meldung bereits über den Lautsprecher. Das hat geklappt, und nun weiß es das ganze deutsche Volk:

Der Reichstag ist auf morgen, Sonnabend mittag um 12 Uhr, zusammenberufen worden. Auf der Tagesordnung steht als einziger Punkt die Entgegennahme einer Erklärung der Reichsregierung.

Nach reichlich zwei Stunden ist Dr. Goebbels wieder im Propagandaministerium.

Inzwischen haben wir die politische und propagandistische Situation überlegt und können schon bestimmt formulierte Vorschläge unterbreiten. Wir wissen bereits, daß der Reichstag nicht nur einberufen wird, wir wissen auch, daß die Auflösung kommt, daß der Führer an das deutsche Volk appelliert, daß er der Welt den großzügigsten Friedensplan der Geschichte unterbreiten wird, und wir wissen auch sonst noch einiges mehr . . .

Aber man muß sich auf die nächsten Aufgaben konzentrieren.

Berndt, der Leiter der Pressearbeit, und ich, als Leiter der Rundfunkarbeit, haben vorläufig die aller-

dringlichsten Arbeiten zu bewältigen. Ja, wir können uns nicht einmal mit der Vorbereitung der Reichstagssitzung von morgen mittag befassen. Wir haben noch etwas viel Dringlicheres zu tun und chartern mitten in der Nacht zwei Flugzeuge, die morgen an den Rhein fliegen sollen. Was das für ein Flug werden soll? Wer da mitfliegen wird? Ja, das ist Staatsgeheimnis.

Auch Automobile brauchen wir in Köln, in Frankfurt, in Koblenz, in Saarbrücken.

In Berlin brauchen wir sogar einen großen verschlossenen Lastwagen und Geld und Kaffee, Frühstück und eingepackte Stullen für dreißig Leute und wer weiß, was noch. Eine geheimnisvolle Organisation und Arbeit mitten in der Nacht zwischen 0.00 Uhr und 8 Uhr morgens, am Sonnabend, dem 7. März, durchgeführt.

Anweisungen, die vor morgen mittag 12 Uhr herausgegeben werden, müssen getarnt herausgehen. Wir können also in keinem Falle klar auf den Zweck hinweisende Verfügungen erlassen.

Außerdem muß morgen früh nach dem Start der ersten vorbereitenden Aktion sofort die Vorbereitung der Reichstagssitzung und dann Punkt 12 Uhr mittags der Einsatz eines großen Apparates in Westdeutschland beginnen. Dafür werden jetzt in der Nacht bereits

alle Anweisungen fertiggemacht. Allerdings müssen wir alles selbst mit der Hand schreiben. Für diese Arbeit gibt es keine Sekretärinnen und keine Hilfskräfte.

Um 8 Uhr früh wird ein jetzt schon kurz nach Mitternacht entworfenes Fernschreiben nach Köln, Frankfurt, Stuttgart und Saarbrücken herausgehen und bestimmte den Empfängern unverständliche, aber genau zu befolgende Anweisungen über Personal, Technik und Automobile enthalten. In der gleichen Sekunde, in welcher meine Mitarbeiterin die Taste ihrer Fernschreibmaschine in der Berliner Zentrale herunterdrückt, wird Buchstabe für Buchstabe auf den Bogen erscheinen, die in diesen vier Städten in die Maschinen gespannt sind. Ein unwahrscheinliches technisches Wunder!

Um 9 Uhr wird eine neue Fernschreib-Anweisung die Änderung der Rundfunkprogramme ankündigen.

Um 10 Uhr wird eine Anweisung bekanntgeben, daß Beauftragte von mir zu den einzelnen Sendern unterwegs sind.

Um 11 Uhr wird eine neue Anweisung die Intendanten der Sender im Westen ersuchen, die Beauftragten unter Bereitstellung von Kraftwagen, Geräten und Geld an den und den Flughäfen abzuholen.

Um 12 Uhr, um 13 Uhr, um 14 Uhr, um 15 Uhr...

Schlag auf Schlag wird alles vorbereitet, um nachher generalstabsmäßig wie ein Uhrwerk abzulaufen.

Auch in der Reichskanzlei gegenüber ist das Licht in den hinteren Räumen nicht erloschen, wenn auch vorn nach der Straße zu alles dunkel zu sein scheint.

Schaub rennt nicht mehr, Schaub fliegt mit einer geheimnisvollen Mappe unter dem Arm zwischen den Zimmern hin und her.

Schaub ist nach Temperament und Rasse ein ruhiger Mensch. Des Führers treuer Begleiter, der zusammen mit Schreck die erste Schutzstaffel aufstellte, als der Führer nach langer Haft aus der Festung Landsberg zurückkam und die Partei neu aufgebaut werden mußte.

Schaub ist heute SS.-Brigadeführer und Adolf Hitlers Adjutant. Durch seine Hand gehen die geheimen und geheimsten Nachrichten. Und was Schaub in dieser Nacht in der Mappe unter dem Arm trägt, das ist verdammt geheim.

Und verdammt eilig!

Schaub ist liebenswürdig und verbindlich zu jedermann. Er ist Nationalsozialist, d. h. er behandelt alle, die um ihn sind, als Nationalsozialist: Kameradschaftlich, anständig, ja, man kann bei Schaub sagen: herzlich.

In dieser Nacht vom Freitag zum Sonnabend aber verkracht sich Schaub mit allen seinen Freunden.

Herrgott, tobt er auf den Gängen herum, brüllt im Sekretariat und flucht in seinem Arbeitszimmer.

Um ihn herum ist Kopfschütteln.

Es ist die friedlichste Nacht von Berlin, und von den Mitarbeitern in der Reichskanzlei begreift niemand, was dem Schaub in die Quere gekommen ist, warum er so wichtig tut und warum er jeden, der ihn was fragen will, anbrüllt, er hätte keine Minute Zeit zu verlieren. Selbst die, die dort beinahe Zimmer an Zimmer mit dem Führer arbeiten, wissen nichts weiter, als daß wieder einmal der Reichstag einberufen ist und der Führer morgen mittag um 12 Uhr eine große Rede halten wird.

Seite für Seite der noch tief in der Nacht diktierten Rede geht durch die Schreibmaschinen, und Schaub wacht mit Argusaugen über den Verbleib jedes einzelnen Blattes, das frisch aus der Schreibmaschine kommend sofort in seiner Mappe verschwindet. Wenn er ungemütlich ist, zur Eile drängt und auf Fragen nicht antwortet, so weiß er doch, daß sich das Geheimnis morgen mittag um 12 Uhr lüften wird und daß dann alle sein Verhalten natürlich und notwendig finden werden.

Die Dolmetscher im Propagandaministerium bekommen schon vom frühen Morgen ab die dicht beschriebenen Seiten. Sie erschrecken, als sie hören, was

ihnen noch bevorsteht. Denn die Rede umfaßt etwas mehr als siebzig Seiten.

Und das muß ins Englische, Französische, Portugiesische, Spanische, Holländische und womöglich noch mehr Fremdsprachen übertragen werden.

Der stellvertretende Berliner Gauleiter Görlitzer setzt die Berliner Parteiorganisation in Gang. Morgen ist Reichstag, das Volk von Berlin will die Rede des Führers hören, der Rundfunk muß sie vorbereiten und übertragen, die Lautsprecher sollen sie auf die Straßen und Plätze hinausrufen. Absperrketten der SA. und SS., des NSKK. und der politischen Leiter sowie der HJ. müssen auf den Straßen aufgestellt werden. So sind Parteiformationen aufzubieten, die Presse muß am Morgen unterrichtet sein, kurzum es gibt einen großen Tag.

Wenn Berlin in diesen Stunden noch schläft, morgen wird es in Bewegung sein!

Wenn die ausländischen Zeitungen und Rundfunksender inzwischen heute nacht blinden Alarm schlagen, so besorgen sie doch nur unsere Geschäfte!

Denn morgen mittag um 12 Uhr hängt die Welt dann um so mehr an den Lautsprechern, um zu hören, was Adolf Hitler dem deutschen Volk und der Welt zu erklären hat.

Geheimflug der Zeitungs- und Rundfunkleute — Ziel unbekannt

Sonnabend, 7. März 1936.

2 Uhr morgens.

3 Uhr morgens.

5 Uhr morgens.

In diesen Stunden wird an diesem Sonnabend in Berlin ungewöhnlich viel telefoniert.

„Ist dort Herr Seehofer vom ‚Völkischen Beobachter'?"

Eine verschlafene Stimme:

„Hier Seehofer, warum wecken Sie mich denn mitten in der Nacht?"

„Hier ist Obersturmbannführer Berndt, Presseabteilung, Propagandaministerium. Sie werden gebeten, heute früh um 8 Uhr im Propagandaministerium, Pompejanischer Saal, zu sein."

„Ja, warum rufen Sie mich denn deshalb mitten in der Nacht an?"

„Ich habe leider anders keine Zeit, Heil Hitler!" sagt Berndt und hängt wieder auf.

Ein verrückter Betrieb, denkt Seehofer, stellt seinen Wecker auf 7 Uhr, legt sich auf die Seite und schläft weiter.

Nächster Anruf nach Köln am Rhein.

„Ist dort der Intendant?"

Langes, vergebliches Läuten.

„Ja, hier der Intendant in Köln, was ist denn los?"

„Heute, am Sonnabend, sind bis zur Aufhebung dieses Befehls alle Rundfunksprecher, alle Automobile und alle technischen Geräte im Funkhaus zu behalten. Alle angesetzten Außenübertragungen müssen bis auf weiteres ausfallen."

„Ja, warum rufen Sie mich denn deshalb morgens um 5 Uhr an? Das hätten Sie mir doch auch gestern abend oder heute um 8 Uhr bei Dienstbeginn mitteilen können."

„Nein, leider nicht."

„Wer ist denn eigentlich da?" fragt der Intendant aus Köln zurück.

„Reichssendeleiter Hadamovsky", lautet meine Antwort.

Nächstes Gespräch wieder nach Berlin, an Dr. Lipp, Sendeleiter des Deutschlandsenders:

„Bitte, heute 8 Uhr früh im Propagandaministerium, Pompejanischer Saal, sein."

Mein einziger Mitarbeiter in dieser ereignisreichen Nacht im Propagandaministerium ist Sturm-

führer Apitzsch. Auch er hängt ununterbrochen an der Strippe. Die Antworten der zu so nachtschlafender Zeit aus den Federn Geholten sind nicht immer dienstlich einwandfrei. Einer der Funkleute beantwortet den Anruf, der ihn um 3 Uhr morgens aus dem Bett holt, mit der zwar nicht im Disziplinarrecht vorgesehenen, aber doch zweifelsfrei respektwidrigen Frage:

„Sagt mal, ihr habt wohl die Masern?"

Und es gibt einige, die erst Sonnabend mittag 12 Uhr durch den Augenschein davon überzeugt werden müssen, daß wir geistig und körperlich noch ganz normal und gesund sind.

So rasseln in dieser Nacht ununterbrochen die Telefone nach Stuttgart, nach Frankfurt, nach Köln, nach Neukölln, nach Blankenfelde, überallhin, wo Maßnahmen im Reich notwendig sind, oder wo Berlins Zeitungsreporter und Rundfunksprecher wohnen. Es gibt Nachtvögel unter ihnen, die sind weder um 2 Uhr noch um 4 Uhr noch um 6 Uhr morgens zu Hause anzutreffen. Um 1/28 Uhr erwische ich endlich den von fünf Stellen aus vergeblich gesuchten Zeitfunkleiter des Reichssenders Berlin. Er erhält eine freundliche Einladung, auf dem schnellsten Wege mit einer Taxe ins Propagandaministerium zu kommen, Pompejanischer Saal.

Die telefonischen Anrufe wachsen sich manchmal zu

Diskussionen aus. Es gibt ganz Schlaue, die ihre Nase in den Wind gehängt haben und über die phantasievollsten Dinge Bescheid zu wissen glauben. Berndt wird gefragt, ob es sich um den angeblich unter den Presseleuten erwarteten Stapellauf eines phantastischen 5000-Tonnen-U-Bootes handelt. „Ach wo", lügt Berndt, „solche kleinen Dinger bauen wir ja gar nicht mehr, 10 000 Tonnen, so wie früher ein mittlerer Kreuzer."

„Na", sagt der erstaunte Reporter, „dann bringe ich gleich meine ganzen Marinehandbücher mit, damit ich einen sachgemäßen Bericht machen kann."

„Ja", sagt Berndt, „und vergessen Sie nicht den alten deutschen Flottenkalender von 1914, der gibt interessante historische Rückblicke."

Um 8 Uhr morgens taucht ein etwas bleicher Herr mit einer Mappe voll unzähliger Handnotizen, mit drei starken, dickleibigen Wälzern und dem Flottenkalender von 1914 im Propagandaministerium auf und verlangt, in den Pompejanischen Saal geführt zu werden. Man sieht ihm an, er hat die Nacht über wirklich gründlich vorgearbeitet.

Seitdem ist es unter den Presseleuten herum: Es ist irgend etwas mit der Marine.

Ein 10 000-Tonnen-U-Boot, irgendeine phantastische, geniale, überraschende Angelegenheit. Das Was-

ser wird spritzen, und man muß sich mit dem Essen in acht nehmen, daß man nicht seekrank wird, und vielleicht gibt es auch eine Flasche Schampus, wenn sie nicht so dumm sind, und alles bei der Schiffstaufe am Bug kaputthauen.

Allerdings entspinnt sich eine heftige Diskussion zwischen Presse und Rundfunk.

Der windigste von den Rundfunkleuten ist nämlich auf die Idee gekommen, daß es sich nicht um die Wasserkante, sondern um das Luftmeer handeln muß. Der neue Zeppelin ist doch eben fertig geworden! Es handelt sich also um eine Zeppelinfahrt und die entsprechenden Reportagen quer durch ganz Deutschland. Der Reichssendeleiter hat doch auch erst vor einigen Tagen im ganzen Reich eine Liste der Rundfunksprecher angefordert, die für die Zeppelin-Reportage in Frage kämen.

„Ach, Quatsch", sagen die schreibgewandten Presseleute, „wir schwimmen."

„Nein", behaupten die zungenfertigen Rundfunksprecher, „wir fliegen."

In dieser eifrigen Diskussion hat noch gar keiner bemerkt, daß die SS.-Männer, die die einzelnen Herren hereinführen, ironisch grinsen. Ein Emigrant würde es sogar als teuflisches Grinsen bezeichnen. Und es ist auch allen bisher ganz entgangen, daß der

Pompejanische Saal, in dem sie sich befinden, ein Geheimnis birgt. Zwar kein so fürchterliches, wie es die Emigranten mit unterirdischen Gängen und Verliesen für den Reichstagsbrand erfunden haben, aber doch ein kleines und bedeutsames Geheimnis. Die übrigen Türen des Saales sind nämlich verschlossen, es steht kein Telefon im Raum, und nur die eine Tür zum Flur, durch die man hereinkam, ist offen.

Mit einem Male fällt einem der Presseleute ein, daß er ja doch irgend etwas telefonieren müsse, damit seine Redaktion im Bilde sei, wo er sich aufhalte. Er geht eilig zur Tür — davor hat sich breitbeinig ein SS.-Mann mit jenem schon erwähnten Grinsen aufgebaut und sagt ihm nun im Berliner Dialekt liebenswürdig, aber bestimmt:

„Hier können Se nich 'raus."

„Wieso, ich muß sofort mit meiner Redaktion telefonieren."

„Jeht nich", sagt der Mann mit einer Bierruhe.

„Ja, was heißt das, ich muß hier aus dem Saal und muß sofort telefonieren."

„Det jeht eben nich, vastehn Se!"

Der SS.-Mann bleibt freundlich, aber bestimmt.

Der Reporter blickt sich ratlos um, ein Dutzend Ohren sind aufmerksam geworden, er sieht allseitig in etwas bestürzte Gesichter.

Ein Rundfunksprecher mischt sich ein.

„Ja, aber wenn wir mal herausgehen müssen?"

„Sie können eben nich", sagt der Mann.

Jetzt wird den Herren die Situation peinlich.

Vergessen ist die Diskussion, ob sie schwimmen oder fliegen. In Wirklichkeit schwimmen sie jetzt alle etwas, haben keinen festen Boden mehr unter den Füßen und fragen, was denn eigentlich Mystisches los sei.

Da kommt der Nachtschwärmer, den wir erst um 1/2 8 Uhr morgens erwischt haben. Geht 'rein, will wieder heraus und muß wie alle anderen drin bleiben! Ausgerechnet, denkt er. Muß ich noch eine halbe Stunde vor Dienstbeginn nach Hause kommen, damit mir das noch passieren muß. Denn nun sitzt auch er in der „Falle".

Die schwarzen, breitschulterigen SS.-Männer zukken nur die Schultern, wenn man sie fragt. Genau gesagt: Sie haben vielleicht einiges läuten hören, aber was passiert, das wissen sie auch nicht, und was wir vorhaben, ist ihnen erst recht unbekannt. Denn darüber sind nur Berndt und ich informiert. Und im übrigen verstehen SS.-Männer zu schweigen.

Als ich gestern abend um 9 Uhr meinem Büro im Funkhaus in unauffälliger Form die Meldung machte, daß wir noch etwas arbeiten müßten, hatte mein Stellvertreter Boese mit seiner guten Nase bereits gewittert,

daß irgend etwas los sei und ich viel zu tun hätte. Trotzdem er am Abend einen Malariaanfall gehabt hat, wollte er selbst unter allen Umständen im Funkhaus bleiben. Ich rief ihn an und gab ihm den kategorischen Befehl, um 10 Uhr abends nach Hause zu gehen und sich ins Bett zu legen, denn ich hatte die Absicht, ihn zusammen mit den anderen am Sonnabendmorgen für unsere große Aktion einzusetzen. Da konnte er seine Nerven brauchen.

Eine Minute vor 10 Uhr rief er mich indes im Propagandaministerium an und bat fast flehentlich darum, doch diese Nacht so lange Dienst tun zu dürfen, bis ich selbst auch keine Aufgabe mehr zu erledigen hätte. Der Ahnungslose! Der Dienst sollte vom Freitag bis in die frühen Morgenstunden des Sonntags durchgehen!

Als er merkte, daß es 12 und 1 Uhr nachts wurde, und ich die Telefonadressen einiger Rundfunksprecher angefordert hatte, begann er in seinem Übereifer damit, selbst in der Weltgeschichte herumzutelefonieren und einem Sprecher mitzuteilen, er würde vielleicht noch in der Nacht von mir benötigt werden.

Eine solche unnötige Alarmierung war nun gerade das Gegenteil von dem, was ich wünschte, und konnte unliebsame Unruhe erzeugen. Ich stellte ihn also telefonisch sehr grob zur Rede und versicherte ihm halb im

Scherz, ich würde ihn abführen lassen, wenn er noch einen einzigen Menschen anriefe.

Schweigen.

Hörer aufgehängt.

Morgens um 6 Uhr bestelle ich ihn, wie alle anderen, auf 8 Uhr in das Propagandaministerium, Pompejanischer Saal. Der Wache, die ihn täglich ein- und ausgehen läßt, gebe ich einen kleinen Sonderbefehl: Er sei genau wie alle anderen zu behandeln.

Er kommt also mit großer Eile in den Pompejanischen Saal, sieht sich um, entdeckt mich nicht und will sofort wieder heraus, um sich bei mir persönlich zu melden.

„Sie können hier nich wieder 'raus", sagt die Wache, doppelt teuflisch grinsend, und stellt sich breitbeinig in die offene Tür.

Da fällt ihm meine fürchterliche Drohung von heute nacht wieder ein, und er sieht sich betreten erst einmal in dem Kreis der „Sträflinge" um, zwischen denen er hier festgehalten ist.

Ein paar Männer bringen Kaffee, Milch, Zucker, Wurst- und Butterbrote herein.

„Die Henkersmahlzeit", bemerkt einer trocken.

Sie werden freundlich eingeladen und essen in etwas gedrückter Stimmung.

Der Leiter der Presseleute, Obersturmbannführer Berndt, kommt mit mir zusammen in den Raum.

Alles will Fragen stellen.

Berndt winkt ab und sagt:

„Meine Herren, wer für zu Hause oder für die Frau noch irgendwelche Grüße oder Mitteilungen bestellen will, der kann sie hier meiner Stenotypistin diktieren. Es wird alles sorgfältig ausgerichtet. Aber Sie selbst dürfen nicht telefonieren."

Einige werden blaß.

Der bekannte Berichterstatter der Scherl-Presse, Rolf Brandt, hat an unseren ernsten, aber durchaus nicht feindseligen Gesichtern erkannt, daß hier irgendein interessantes, zwar aufregendes, aber sicher nicht bösartiges Spiel gespielt wird, und er diktiert der Stenotypistin auf den Block:

Meine Frau soll die für heute abend eingeladene Gesellschaft wieder ausladen!

Allseitiges Gelächter. Die Stimmung ist wieder hergestellt.

Inzwischen kommen Waschkörbe mit Wurstbroten herein, bereits fix und fertig in Papier gewickelt und in kleine Portionen verteilt.

Die Herren stehen immer noch kopfschüttelnd da.

Es geht doch nicht etwa auf eine Reise?

Einer hat ganze zwei Mark einstecken. Ich beruhige ihn und verrate, daß wir ihm aushelfen würden.

Aber wir können noch immer auf keine Frage Antwort geben.

Draußen steht ein geschlossener Lastwagen der Leibstandarte, buntfleckig bemalt wie die geländegängigen Wagen des Heeres. Wenige Minuten nach 8.30 Uhr ist alles im Wagen verstaut, das hintere Fallgitter wird hochgezogen, die Plane verknüpft, und nun ist der Laden dicht. Keine Maus kann 'raus.

Sie haben alle gemerkt, daß es bisher gemütlich zuging, und es ist eine prickelnde Abenteuerlust und Freude an diesem seltsamen Spiel aufgekommen. Alles ist guter Laune. Über Fliegen und Schwimmen wird nicht mehr geredet. Aber was kommt, weiß noch kein einziger.

„Wir fahren Richtung Flughafen", bemerkt einer.

Der Wagen fährt direkt auf das Rollfeld des Flughafens und stoppt zwischen zwei mächtigen dreimotorigen Maschinen. Wir öffnen unseren Wagen, niemand ist in der Nähe. Alle müssen schnell in die Flugzeuge, denn wir haben Eile mit dem Start, und die Motoren sind bereits angelassen und heulen und donnern.

Nun erst erfahren unsere Presse- und Rundfunkleute, wohin es geht.

Wir erklären:

„Meine Herren, die Reichsregierung hat Ihnen ein außerordentliches Vertrauen geschenkt. Sie fliegen jetzt nach Köln, Koblenz, Frankfurt a. Main, Mannheim und Saarbrücken. Von den Flughäfen werden Sie zum Teil von bereitgestellten Automobilen weiterbefördert werden. Heute mittag um 12 Uhr werden die deutschen Truppen in Zügen und Kraftwagen über die Rheinbrücken rollen, und Deutschland wird durch die Wiederherstellung seiner Friedensgarnisonen in der bisher entmilitarisierten Zone seine volle Souveränität im Rheinland wieder herstellen. Sie sind dazu auserlesen, über diese außerordentliche Aktion der Reichsregierung die Presse- und Rundfunkberichte zu machen.

Bis heute mittag 12 Uhr bleibt diese Aktion Staatsgeheimnis. Sie sind bis 12 Uhr, besonders im Falle einer etwaigen Notlandung, zum Schweigen verpflichtet."

Staunen, dann Bewunderung für die in wenigen Stunden erfolgende Befreiungstat, Achtung vor der bis ins kleinste durchdachten Organisation des Propagandaministeriums und schließlich lebhafte Zustimmung und herzliche Dankbarkeit liegt auf den Gesichtern der hierfür Ausgewählten. Der Geheimflug ins Niemandsland ist für sie nun das interessanteste

und tollste journalistische Abenteuer der letzten fünfzig Jahre. Nun los! In drei Stunden werden sie zusammen mit den deutschen Soldaten, die vor achtzehn Jahren den Rhein verließen, dort drüben sein als die ersten Zeitungs- und Rundfunkleute der Welt, um dem deutschen Volk und dem aufhorchenden Europa ein Bild von drüben zu geben.

Die Bremsklötze werden fortgezogen, die Motoren gehen aufheulend auf höchste Touren. Begeistertes Winken, die Flugmaschinen schießen in der grauen Morgenluft davon. Berndt und ich bleiben, plötzlich etwas müde von der durchgearbeiteten Nacht und etwas neidisch im Herzen auf die Glücklichen, die dort ins befreite Rheinland fliegen, auf dem Flughafen zurück, und raffen uns dann zur Abfahrt auf. Denn im Ministerium wartet nach dieser ersten, heute nacht aus dem Handgelenk gelösten Organisationsaufgabe eine Fülle weiterer, dringendster Arbeiten.

In drei Stunden ist Deutscher Reichstag, und der Führer spricht!

Des Führers Friedensangebot im Reichstag am 7. März

Während die deutschen Presse- und Rundfunkleute fieberhaft arbeiten, um nun das eigene Volk und die Welt über die Vorgänge und das großzügige Friedensangebot Adolf Hitlers zu unterrichten,
während sich die deutschen Soldaten auf ihrem deutschen Heimatboden in Köln am Rhein, in Koblenz, Saarbrücken, Frankfurt, Karlsruhe usw. häuslich einrichten,
während die einmarschierenden Truppen von der Bevölkerung jubelnd begrüßt werden, Kinder ihnen den Willkommen-Spruch sagen, alte Feldsoldaten bei ihrem Anblick in Freudentränen ausbrechen, alle Stahlhelme und Gewehre mit Blumensträußchen geschmückt sind und die leuchtenden Fahnen des Reiches aus allen Fenstern wehen,
während durch ganz Deutschland ein Freudentaumel und ein Aufatmen geht und die Millionen atemlos am Lautsprecher hängen und dem Marschtritt deutscher Bataillone auf den Rheinbrücken lauschen,
während dieses ganze gewaltige Schauspiel in völli-

gem, tiefstem Frieden abläuft und fünfzehn Millionen Menschen am Rhein die jungen Männer ihres Volkes als Kameraden und Soldaten zwischen sich willkommen heißen,
setzt jenseits der Reichsgrenzen eine beispiellose Hetzkampagne gegen den Friedensschritt des Führers ein.

Schatten über Europa,

das ist die Parole, mit welcher der Straßburger Sender seine französischen Hörer in panikartigen Schrecken versetzt.

Die französischen Soldaten und Offiziere werden völlig grundlos telegrafisch aus ihrem Urlaub zurückgerufen.

Der Moskauer Sender hetzt in plumpesten Tönen:

„Die Berliner Massenmörder möchten ihre Front von den Küsten des Pazifischen Ozeans bis zum Seine-Ufer verlängern. Gegenüber dieser Politik war sogar Bismarck ein Waisenknabe."

Andere Sender wissen zu melden, daß noch heute von Belfort aus französische Truppen an die Rheingrenze transportiert würden.

Dazu dementiert Brüssel, daß Belgien alle Urlaubsscheine zurückgezogen habe, bestätigt aber, daß Verteidigungsmaßnahmen in Belfort im Gange seien.

Paris behauptet, der Reichskanzler habe Frank-

reich keine ausgestreckte Hand angeboten, sondern eine Faust!

Der Einmarsch Deutschlands in die entmilitarisierte Zone habe in Paris wie eine Bombe eingeschlagen.

Es wäre zu überlegen, ob dieser Angriffsakt des Reichskanzlers Hitler nicht mit der Anwendung von Sanktionen zu beantworten sein werde.

Mit diesen verrückten Alarmmeldungen erweisen die französischen Rundfunksender weder sich noch dem französischen Volk noch dem Frieden in Europa irgendeinen Dienst.

Die erste Folge dieser unvernünftigen Meldungen ist eine Panikstimmung, die erst langsam und allmählich nicht durch die offiziellen französischen Stellen, sondern durch die über den deutschen Rundfunk gehenden Erklärungen des Führers und Reichskanzlers beseitigt wird.

Am 7. März und an dem darauffolgenden Sonntag und Montag aber wirkt sich die Hetzkampagne zunächst im französischen Volk aus. In Straßburg wird die Sparkasse gestürmt, die Fenster eingeschlagen.

Die Frauen kochen kein Mittagessen mehr, und Gerüchte laufen durch die Stadt, deutsche Truppen hätten oberhalb Straßburg den Rhein überschritten. Fran-

zösische Kommandos sausen wie rasend auf Krafträdern durch die Straßen.

Ein französischer Rundfunkhörer schreibt mir das treuherzig herüber und sagt dann in seinem schlichten einfachen Sinn das einzig Richtige dazu:

„Warum das alles? Herr Hitler ist großzügig und meint es gut mit Frankreich. Für fünfundzwanzig Jahre Ruhe!

Und die Regierung will nicht einmal das recht annehmen, so wie wir es hören durch die Rede des französischen Ministerpräsidenten."

Das ist die Meinung des Volkes.

Das Volk gerät zwar in Verwirrung durch die Alarmnachrichten, aber das Volk, dieses französische Volk erhebt keinen Augenblick lang einen Vorwurf gegen Deutschland.

Denn was hat Deutschland getan?

Deutschland hat nichts gestohlen, Deutschland ist in kein fremdes Haus gewaltsam eingebrochen, Deutschland ist in seinem eigenen Haus geblieben und hat Truppen an Stellen stationiert, an denen bisher keine Truppen standen.

Und das französische Volk findet, daß das eine rein deutsche Angelegenheit sei!

Das französische Volk vernimmt die Kundgebung des Führers für den Frieden Europas und wartet

darauf, daß seine Staatsmänner eine befriedigende Antwort finden.

Nirgends zeigt sich Chauvinismus, außer auf den Schlagzeilen der Pariser Boulevard-Presse.

Nicht wegen der deutschen Maßnahmen, sondern wegen der wilden Schlagzeilen dieser berufsmäßigen Kriegshetzer beginnt sich in der Bevölkerung eine gedrückte Stimmung zu verbreiten.

Am Montag laufen in den Pariser Kinotheatern die Filme der Wochenschauen, und der Marschtritt deutscher Bataillone dröhnt den französischen Kinobesuchern in die Ohren.

Das Kinotheater bleibt still.

Dann wird die Entsendung französischer Bataillone an die Rheingrenzen gezeigt.

Das Kinotheater bleibt auch jetzt still.

Wozu? So fragen sich die Menschen.

Wozu werden französische Truppen an die Rheingrenze entsandt?

Die französischen Grenzen sind doch schon immer stark gesichert. Dort standen doch schon immer französische Soldaten. Wozu führt man hier im Film neue Entsendungen französischer Truppen an Frankreichs Ostgrenzen vor?

Weil die Deutschen jetzt auch Truppen am Rhein haben?

Die Deutschen haben doch erklärt, daß sie nur ihr eigenes Haus wieder beziehen und so einrichten wollen, wie es ihnen paßt! Also wozu die Aufregung und wozu die drohenden Parolen der Pariser Presse und des Rundfunks!

In den Kinotheatern bleibt es teilnahmslos und stumm, wenn deutsche Soldaten marschieren und französische Soldaten an die Grenzen geschickt werden.

In Paris tagt gerade in diesen Wochen ein internationaler Rundfunkkongreß.

Dreiundvierzig Länder der Erde haben ihre Vertreter entsandt. Ein deutscher Rundfunk-Intendant weilt dort inmitten der anderen. Er erfährt nun als deutscher Mann in diesem fremden Volk die Nachricht, daß Deutschland sich in seinem eigenen Haus wieder so einrichtet, wie es ihm, und nicht wie es anderen paßt.

Er erfährt, daß der Deutsche Reichskanzler über den Rundfunk eine große Friedensrede im Reichstag hält.

Er fragt Männer und Frauen des französischen Volkes. Sie kommen ihm ehrlich und offen entgegen und fürchten nur, daß die Pariser Offiziellen vielleicht so wahnsinnig wären, schon in den nächsten Stunden eine Kriegserklärung nach Berlin zu schicken.

Am Sonntag findet in Dijon ein burgundisches Weinfest statt. Zur Krönung der Festlichkeiten wird

den Teilnehmern des Banketts nach altem Brauch ein Weinorden verliehen. Eine silberne Schale an rot-goldenem, breitem Band.

Die Ordensverleihung erfolgt in der überlieferten zeremoniellen Weise durch einen Rat, der in alten burgundischen Kostümen auftritt und bei seinen Ansprachen altes burgundisches Französisch gebraucht.

Die Feier wird von dem Rundfunk in Lyon übertragen.

Als dem deutschen Rundfunk-Intendanten Dr. von Boeckmann das Ordensband umgehängt wird und sein Name zum Ausruf kommt, da setzt spontaner, starker Applaus ein.

Ein alter französischer General unterhält sich lange mit unserem deutschen Vertreter über das, was Adolf Hitler für Deutschland geleistet hat und was er noch für Europa leisten kann.

Ein Engländer sagt mit Herzlichkeit:

„Persönlich beglückwünsche ich Deutschland zu dieser Tat, die unvermeidlich war."

Dann, beim Abschied, faßt der Franzose unseren deutschen Delegierten bei beiden Armen.

Er spricht mit so tiefer innerer Erschütterung, daß unser Vertreter Dr. von Boeckmann ihm ins Gesicht sehen muß.

Da erkennt er, daß der alte General und Haudegen Tränen in den Augen hat, als er ihm sagt:

„Gehen Sie doch zu Hitler, sprechen Sie mit ihm und sagen Sie ihm, er solle alles tun, damit diese Streitigkeiten aufhören, denn unsere beiden Völker müssen endlich zusammenkommen."

Was hat der Führer und Reichskanzler inzwischen am Sonnabend, dem 7. März, um 12 Uhr mittags, vor den Abgeordneten des Deutschen Reichstages in Berlin verkündet?

In großer umfassender Rede hat der Führer noch einmal die Wurzeln der heutigen politischen Weltlage bloßgelegt und an die grauen Novembertage des Jahres 1918 erinnert, als der Vorhang über das blutige Trauerspiel des großen Krieges herabgelassen wurde. Damals atmeten die Menschen auf und hofften, daß eine fehlerhafte und deshalb unheilvolle Zeit ihre geschichtliche Wende erfahren würde.

Aber der Vertrag von Versailles brachte keine neue Menschheitsentwicklung und schuf keine neuen Gesetze für das Zusammenleben der Völker, sondern war nur die Drachensaat neuer Kämpfe, endlosen Mißtrauens, gesteigerter Haßpsychose und damit einer nie dagewesenen Kriegsrüstung in allen Staaten.

Nur Deutschland vollzog ehrlich und vollständig die ihm auferlegte Abrüstung und mußte endlich nach

langem, vergeblichem Warten auf die anderen zur Sicherung seines Lebensrechtes, als alle konkreten Vorschläge zur Entspannung der deutsch-französischen Beziehungen gescheitert waren, seine Wehrhoheit und schließlich auch seine Souveränität am Rhein wieder herstellen.

Ganz besonders nach dem Bekanntwerden des französisch-sowjetrussischen Militärbündnisses.

Um aber jeder Mißdeutung seiner Absichten vorzubeugen und der ewig gleichbleibenden Sehnsucht nach einer wirklichen Befriedung Europas zwischen gleichberechtigten und gleichgeachteten Staaten Ausdruck zu verleihen, unterbreitet Adolf Hitler in dieser Reichstagsrede der Welt das großzügigste Friedensangebot, das je von einem Staatsmann ausgesprochen worden ist:

„1. Die deutsche Reichsregierung erklärt sich bereit, mit Frankreich und Belgien über die Bildung einer beiderseitigen entmilitarisierten Zone sofort in Verhandlungen einzutreten und einem solchen Vorschlag in jeder Tiefe und Auswirkung unter der Voraussetzung der vollkommenen Parität von vornherein ihre Zustimmung zu geben.

2. Die deutsche Reichsregierung schlägt vor, zum Zweck der Sicherung der Unversehrbarkeit und Unverletzbarkeit der Grenzen im Westen einen Nicht-

angriffspakt zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien abzuschließen, dessen Dauer sie bereit ist, auf fünfundzwanzig Jahre zu fixieren.

3. Die deutsche Reichsregierung wünscht England und Italien einzuladen, als Garantiemächte diesen Vertrag zu unterzeichnen.

4. Die deutsche Reichsregierung ist einverstanden, falls die Königlich Niederländische Regierung es wünscht und die anderen Vertragspartner es für angebracht halten, die Niederlande in dieses Vertragssystem einzubeziehen.

5. Die deutsche Reichsregierung ist bereit, zur weiteren Verstärkung dieser Sicherheitsabmachungen zwischen den Westmächten einen Luftpakt abzuschließen, der geeignet ist, der Gefahr plötzlicher Luftangriffe automatisch und wirksam vorzubeugen.

6. Die deutsche Reichsregierung wiederholt ihr Angebot, mit den im Osten an Deutschland grenzenden Staaten ähnlich wie mit Polen Nichtangriffspakte abzuschließen. Da die litauische Regierung in den letzten Monaten ihre Stellung dem Memelgebiet gegenüber einer gewissen Korrektur unterzogen hat, nimmt die deutsche Reichsregierung die Litauen betreffende Ausnahme, die sie einst machen mußte, zurück und erklärt sich unter der Voraussetzung eines wirksamen Ausbaues der garantierten Autonomie des Memelgebietes

bereit, auch mit Litauen einen solchen Nichtangriffspakt zu unterzeichnen.

7. Nach der nunmehr erreichten endlichen Gleichberechtigung Deutschlands und der Wiederherstellung der vollen Souveränität über das gesamte deutsche Reichsgebiet sieht die deutsche Reichsregierung den Hauptgrund für den seinerzeitigen Austritt aus dem Völkerbund als behoben an. Sie ist daher bereit, wieder in den Völkerbund einzutreten. Sie spricht dabei die Erwartung aus, daß im Laufe einer angemessenen Zeit auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen die Frage der kolonialen Gleichberechtigung sowie die Frage der Trennung des Völkerbundsstatutes von seiner Versailler Grundlage geklärt wird."*

Dieses großartige, allein von der Vernunft diktierte Friedensangebot des Führers wird fast nach jedem Satz vom tosenden Beifall der Reichstagsabgeordneten unterbrochen.

Dann wendet sich der Führer an den Reichstag:

„Männer, Abgeordnete des Deutschen Reichstages! In dieser geschichtlichen Stunde, da in den westlichen Provinzen des Reiches deutsche Truppen soeben ihre künftigen Friedensgarnisonen beziehen, vereinigen wir uns alle zu zwei heiligen inneren Bekenntnissen:

Erstens zu dem Schwur, vor keiner Macht und vor keiner Gewalt in der Wiederherstellung der Ehre

unseres Volkes zurückzuweichen und lieber der schwersten Not ehrenvoll zu erliegen, als jemals vor ihr zu kapitulieren, und zweitens zu dem Bekenntnis, nun erst recht für eine Verständigung der Völker Europas und insbesondere für eine Verständigung mit unseren westlichen Völkern und Nachbarn einzutreten.

Nach drei Jahren glaube ich so mit dem heutigen Tage den Kampf um die deutsche Gleichberechtigung als abgeschlossen ansehen zu können. Ich glaube, daß damit aber die erste Voraussetzung für unsere seinerzeitige Zurückziehung aus der europäischen kollektiven Zusammenarbeit weggefallen ist. Wenn wir daher nunmehr wieder bereit sind, zu dieser Zusammenarbeit zurückzukehren, dann geschieht dies mit dem aufrichtigen Wunsche, daß vielleicht diese Vorgänge und ein Rückblick auf diese Jahre mithelfen werden, das Verständnis für diese Zusammenarbeit auch bei den anderen europäischen Völkern zu vertiefen."*

Und der Führer und Reichskanzler fährt fort:

„Ich kann diese geschichtliche Periode der Wiederherstellung der Ehre und Freiheit meines Volkes nicht abschließen, ohne das deutsche Volk nunmehr zu bitten, mir und damit allen meinen Mitarbeitern und Mitkämpfern die nachträgliche Zustimmung zu erteilen zu all dem, was ich in diesen Jahren an oft scheinbar eigenwilligen Entschlüssen, an harten Maßnahmen

durchführen und an großen Opfern fordern mußte. Ich habe mich deshalb entschlossen, am heutigen Tage den Deutschen Reichstag aufzulösen, damit das deutsche Volk sein Urteil abzugeben vermag über meine und meiner Mitarbeiter Führung.

In diesen drei Jahren hat Deutschland wieder zurückerhalten seine Ehre, wiedergefunden seinen Glauben, überwunden seine größte wirtschaftliche Not und endlich einen neuen kulturellen Aufstieg eingeleitet. Dies glaube ich vor meinem Gewissen und vor meinem Gott aussprechen zu dürfen.

Ich bitte jetzt das deutsche Volk, mich in meinem Glauben zu stärken und mir durch die Kraft seines Willens auch weiterhin die eigene Kraft zu geben, um für seine Ehre und seine Freiheit jederzeit mutig einzutreten und für sein wirtschaftliches Wohlergehen sorgen zu können. Und mich besonders zu stärken in meinem Ringen um einen wahrhaften Frieden."*

Bei diesen Schlußworten des Führers springen die Abgeordneten des Deutschen Reichstags wie ein Mann auf und bringen dem Führer und Reichskanzler eine einzigartige Huldigung dar. Dann braust wie so oft nach den entscheidenden Sitzungen dieses Reichstages spontan das Deutschlandlied und das Horst-Wessel-Lied durch den Raum.

So ist der Reichstag aufgelöst.

Nun beginnt die Mobilmachung des deutschen Volkes.

Keine Mobilmachung zum Krieg!

Sondern statt dessen eine einzigartige Mobilmachung gegen den Krieg, eine Mobilmachung für das Friedensbekenntnis des Führers, eine Mobilmachung für die deutsche Gleichberechtigung, eine Mobilmachung zu einer einzigartigen demokratischen Volkswahl und Abstimmung.

Billigt das deutsche Volk das Friedensangebot des Führers?

Billigt das deutsche Volk die vom Führer vollzogene Wiederherstellung der vollen deutschen Souveränität über fünfzehn Millionen Menschen am Rhein?

Diese Fragen beherrschen den Wahlkampf vom 7. März 1936 bis zum Wahltag, dem 29. März.

Nun werden wir zwanzig Tage lang kreuz und quer mit dem Führer durch Deutschland jagen.

Während sich auf dem Parkett noch die Diplomaten streiten und Hetzmeldungen die Völker in Aufruhr zu bringen versuchen, beginnt Deutschland seine einzigartige Mobilmachung für den Frieden Europas, beginnt der Führer seine große Kundgebungsreise durch alle deutschen Gaue.

Mobilmachung zum Frieden

Mit Adolf Hitler durch alle deutschen Gaue im Kampf für Frieden und Gleichberechtigung

Unter den Kanonen von Straßburg

Donnerstag, 12. März 1936.

Es tut gut, wenn man einmal ein paar Stunden richtig schläft. Da bekommt nicht nur das Gesicht, sondern auch die Seele wieder Farbe, und es fallen uns — buchstäblich im Schlaf — die fruchtbarsten und besten Gedanken ein.

Etwas bleich und übernächtig war ich in der letzten Woche mit meinen Rundfunkleuten durch die weiten Gänge und die vom Arbeitsfieber erfüllten Zimmer des Propagandaministeriums und des Rundfunkhauses gegeistert. Um 12 Uhr mittags und um 12 Uhr nachts, um 4 Uhr nachmittags und um 4 Uhr morgens sah man meine Mitarbeiter gleich lebendig, gleich unermüdlich, gleich eifrig im Sender, im Fernschreiber, in den Telefonzentralen und in den Büros. Es hatte Nächte gegeben, wo wir die Augen auch nicht eine Minute lang geschlossen hatten. Nun waren wir nicht etwa körperlich „fertig", nein, beileibe nicht. Erstens würden wir das nie zugeben, und zweitens kann es uns sowieso nicht passieren. Wir dachten noch genau so logisch, genau so klar, wir arbeiteten noch genau so exakt wie vor dieser schärfsten Anspannung

aller Kräfte. Aber der schöpferische Impuls, der Quell des Herzens und der Seele, der dem Gedanken erst Feuer und Kraft und innere Glut verleiht, der war doch in diesen Stunden verschüttet. Dazu war die Anstrengung eine zu große, zu lange dauernde gewesen.

Nun aber habe ich als Gast des Führers in dem von Berlin nach Karlsruhe zur Kundgebung fahrenden Sonderzug mitten am Tage in voller Kleidung vier Stunden lang tief und traumlos geschlafen, wache frisch und zum Platzen gefüllt mit Energie und neuen Ideen wieder auf, setze mich eine Stunde vor Karlsruhe im Schreibraum des Zuges an die Schreibmaschine, obgleich ich nie Maschinenschreiben gelernt habe, und tippe mühselig die Disposition für dieses Buch auf einen Bogen. Sie war mir sofort nach dem Schlafen eingefallen.

Als wir durch Darmstadt fahren, ist gerade die Schicht in den Fabriken zu Ende, und Tausende von Arbeitern haben den Bahnsteig gestürmt und rufen im Sprechchor nach dem Führer.

Große Enttäuschung, als wir aus den Zugfenstern bekanntgeben, daß der Führer gar nicht im Zuge sei. Denn das neblige Wetter der letzten Tage war heute plötzlich verschwunden, und so hatte der Führer in letzter Minute beschlossen, uns allein mit dem Sonderzug vorauszuschicken und war am Mittag in heller

Sonne über einem dichten, brodelnden Wolkenmeer nach Karlsruhe geflogen. Als der Zug eine Stunde später abbremst und wir in die Bahnhofshalle in Karlsruhe einfahren, tippe ich auf meinem Bogen gerade noch als letztes den Titel des soeben entworfenen Buches:

„Hitler kämpft um den Frieden Europas."

So soll es heißen, und ich will die Disposition des ganzen Buches so bald wie möglich dem Führer vortragen. Denn ich hoffe, ihm und dem deutschen Volke mit dem Tatsachenbericht über diesen großen Kampf für den Frieden Europas einen Dienst zu erweisen. Die Welt soll wissen, daß Adolf Hitler der Sprecher des deutschen Volkes ist. Die Welt soll erfahren, daß dieser innerdeutsche Wahlkampf eine außenpolitische Aufgabe hat und dem Frieden Europas dient und daß das deutsche Volk unter den Völkern dieses kleinen Kontinents, die sich so oft in sinnlosen Bruderkämpfen zerfleischten, ein Pionier des Friedens und des Aufbaues sein will.

Durch die dichten Menschenmassen, die vor dem Bahnhof in Karlsruhe den Führer vergeblich erwarten, drängelt sich mein Stellvertreter Boese, wir fahren sofort in seinem Wagen zur Reichsstatthalterei, und er berichtet mir atemlos, daß durch eine Fehlmeldung beinahe der ganze Rundfunk durcheinander gekommen

wäre. Ein großes Berliner Abendblatt hat berichtet, daß die Führerrede über alle deutschen Sender übertragen würde, und auch in der Reichssendeleitung sei die Fehldisposition aufgenommen worden, er habe aber eben bei der Ankunft des Führers auf dem Flugfeld den Bescheid erhalten, daß die Rede nur über den Reichssender Stuttgart gehen soll.

Jetzt ist Alarm in den Funkhäusern des ganzen Reiches. Denn natürlich haben die Sender nun durchgegeben, daß sie die Führerrede nicht bringen. Die Menschen aus dem Reich, die Millionen mit Volksempfängern und kleinen Apparaten können aber bei der Schwäche unseres Sendernetzes den Führer nur dann hören, wenn über alle deutschen Sender und nicht nur über den Reichssender Stuttgart übertragen wird. Sie melden nun in den Funkhäusern, wo alle Telefone ununterbrochen rasseln, einen entrüsteten Volksprotest an. Für sie gelten keine taktischen und propagandistischen Überlegungen, sie wollen den Führer nicht einmal, sondern jeden Abend hören. Die Telefonistin im Berliner Haus des Rundfunks muß Boten und Pförtner zu Hilfe rufen, um die Anrufe überhaupt abnehmen zu können. „Ich glaube, an diesem Abend hat ganz Berlin angerufen“, erklärt sie später seufzend. Der Ansturm auf die Telefone hört erst auf, als die Führerrede über den Reichssender Stuttgart

bereits begonnen hat. Denn nun versucht jeder, so gut das eben geht, mit seinem Apparat womöglich doch noch die Stuttgarter Welle einzufangen.

In dem geschmackvollen kleinen Haus des Reichsstatthalters und Gauleiters von Baden wimmelt es gegen 6.30 Uhr abends, lautlos und eifrig, wie in einem Ameisenhaufen. Draußen steht die heilrufende Volksmenge, drinnen herrscht achtungsvolles Schweigen. Ehe man überhaupt ein Klingelzeichen gegeben hat, öffnet sich geräuschlos von innen die Tür, SS.-Männer stehen im Flur, es wird nur gedämpft gesprochen, denn der Führer sitzt im ersten Zimmer rechts und hat politische Besprechungen. Dem Eintretenden bedeutet gleich ein auf den Mund gelegter Finger, daß hier alles lautlos vor sich gehen muß. Brückner und Schaub, die Adjutanten, der eine im braunen Rock der SA., der andere im schwarzen der SS., flitzen hin und her, von Ribbentrop, der außenpolitische Beauftragte des Führers, dann der Reichsstatthalter Robert Wagner, seine blonde Frau, der Reichsführer SS. Himmler und sein Adjutant Wolf werden auf Sekunden sichtbar. Reichspressechef Dr. Dietrich, mit dessen Mitarbeitern ich im Pressewagen des Sonderzuges hierher fuhr, bittet mich um Zurverfügungstellung von Automobilen, und ich überlasse unsere Rundfunkwagen seinen Presseleuten für die Fahrt durch die Stadt.

Inmitten dieses emsigen Getriebes aber steht etwas befangen und zaghaft ein junges Mädel in der braunen Weste des BDM. Eine Deutsche aus Jugoslawien, die in wenigen Wochen wieder in die deutsche Heimat dort unten zurückkehren soll, zurück zu den siebenhunderttausend deutschen Volksgenossen, die dort vor Jahrhunderten diesen Boden kultivierten und erschlossen und ihn seitdem zäh behauptet haben. Sie weiß nicht recht, ob sie eigentlich in all diesem geschäftigen politischen Getriebe überhaupt hier stehenbleiben darf, ob sie hierher gehört, ob es überhaupt recht ist, daß sie hier nach dem Führer gefragt hat, daß sie ihm die Hand geben will, daß sie ihm Grüße von den Deutschen dort unten auf dem Balkan ausrichten will. Gibt es nicht hier im Haus viel wichtigere, schwerste außenpolitische Entscheidungen, Überlegungen, Sorgen?

In diesem Augenblick quälender Zweifel öffnet sich die Zimmertür, der Führer kommt selbst und ruft sie herein, entsinnt sich sofort, daß er sie schon auf dem letzten Parteitag gesehen hat, fragt mit warmer herzlicher Stimme, wie es ihr geht, und nach zehn, zwölf Minuten sitzt sie glückstrahlend in einem Nebenzimmer, denn der Führer hat sie eingeladen, in seiner Wagenkolonne mitzufahren, und kein Geringerer als Obergruppenführer Brückner selber hat nun den Auftrag, dafür zu sorgen, daß dieses deutsche Mädel aus dem

fernen Jugoslawien mit dem Führer durch das begeisterte Karlsruhe fährt, daß sie auch wirklich einen Platz in einem Wagen bekommt und nachher der ganzen Kundgebung beiwohnen darf.

Als es auf 7.45 Uhr zugeht, werden die Koppel umgeschnallt, die Begleitung macht sich zum Aufbruch fertig, die Wagenkolonne steht auf der Straße abfahrbereit, die Ungeduld der Volksmenge draußen äußert sich in immer lauterem Rufen und Singen. Gegenüber der Stelle, an welcher der Führer das Haus verlassen und den Wagen besteigen wird, ist die erste Rundfunkübertragungsstelle vorgesehen. Von dort lasse ich mich noch einmal mit Boese verbinden, gebe die letzten Anweisungen für die Rundfunksprecher, die über die Fahrt des Führers zur Versammlung berichten sollen, und bin dann selbst zur Abfahrt bereit. Oberregierungsrat Gutterer vom Propagandaministerium, der Organisator dieser einzigartigen Massenkundgebungen, ist bereits vorausgefahren, und nun kommt die telefonische Meldung, daß eine Abfahrt zur Minute noch nicht möglich ist. Zwar ist es gelungen, wenigstens den Straßendamm zur Not von Menschen frei zu halten, aber in der seit 6 Uhr überfüllten Versammlung hat die begeisterte Menge die Absperrungen durchbrochen und alle freien Gänge und Wege so verstopft, daß keine Maus mehr vorwärts und zurück kann. Es

muß dort erst wieder dafür gesorgt werden, daß überhaupt der Eintritt in die Versammlung möglich ist. Endlich erhalten wir das Signal zur Abfahrt, die Wagen springen an. Ein tosender Jubel deckt alles zu, und langsam, im Tempo von zehn bis zwanzig Stundenkilometern rollt die Kolonne in zwei Parallelreihen durch die Stadt. Der erste Wagen fährt wie die Spitze an einem Keil allein auf Mitte. Der Führer im braunen Ledermantel steht vorn rechts neben dem Fahrer im Wagen und grüßt unaufhörlich. Hier und da durchbrechen Kinder, Jungen und Mädel, die Absperrungen, stürzen auf den Wagen zu, Blumen, ein Händeschütteln, ein besorgtes Abwinken des Führers an die nachfolgende Kolonne, denn die Gefahr ist groß, daß diese wie im Fieber glühenden jungen Menschen nur den Führer vor sich sehen und alles andere vergessen und überhaupt nicht auf die Automobile der nachfolgenden Kolonne achten.

SA., SS., NSKK., Arbeitsdienst und politische Leiter haben die Absperrung übernommen. Das unaufhörliche Jubelrufen der dicht gedrängt hinter den Absperrketten stehenden Menschen, der Männer und Frauen auf den Balkonen, an sämtlichen Fenstern, selbst auf den Dächern und Gesimsen der Häuser, dieser dunkel brausende Orkan der Freude schlägt plötzlich in einen ganz hellen Jubelton um. Hier stehen links und

rechts auf einmal Tausende von Kindern, Jungen und Mädel, wohl alle unter zehn, zwölf Jahren, die hier mit hellen Kinderstimmen, mit großen, weit aufgerissenen Augen dem Führer zujubeln. Sie haben die Absperrung selber übernommen und halten eisern fest. An der linken Seite, einen Meter vor der Front, auf die Automobile überhaupt nicht achtend, steht ein vielleicht zehnjähriger, weißblonder Junge, steht, als wäre er hier auf diesem Pflaster, in dieser Straße des Führers wichtigster Kommandeur und treuester Schildknappe. Er hat die Beine breit auseinandergestellt und die Knie durchgedrückt, der kleine Körper zittert und fliegt vor Erregung, unaufhörlich schreit dieser Bub mit aller Kraft seiner kleinen Lungen sein „Heil, Heil!", bis der Führer den Kopf nach links wendet, ihn sieht, ihn grüßt. Unnatürlich weit aufgerissen sind die Kinderaugen in diesem Augenblick. Dieser Blick, dieser Gruß des Führers gilt ihm, dem Jungvolkpimpf! Überlebensgroß erscheint ihm das Gesicht und die Figur des Führers in diesem Augenblick.

Nun ist der Führerwagen vorbeigerollt. Versonnen, glücklich, fast mit den Tränen kämpfend steht der kleine Bursche da. Es wird für ihn das große Erlebnis seines Lebens sein. Was auch kommen mag, und sei es ein Vierteljahrhundert später, wenn er selbst ein reifer

Mann ist, er hat dem Führer ins Auge geschaut, er wird dem Führer zeitlebens die Treue halten.

*

Karlsruhe hat keine großen Versammlungshallen, in welchen der Führer zu Zehntausenden sprechen könnte. So hat die Organisationskunst des Reichspropagandaministers Dr. Goebbels und seiner Beauftragten einen provisorischen Versammlungsraum geschaffen. Ein riesenhaftes graues Zelt steht draußen vor den Toren der Stadt. Der Führer hat die Fronten der Ehrenformationen abgeschritten. Zum Schluß steht links mit präsentiertem Gewehr im Stahlhelm eine Kompanie der SS.-Verfügungstruppe. Ihr gegenüber rechts haben die politischen Leiter Aufstellung genommen. Im Licht der Bogenlampen leuchten Hunderte von Fahnen blutrot auf. Ein seltsamer Kontrast! Hier links die unbewegte stählerne Mauer der SS., hier rechts der rot glühende Fahnenwald, leise bewegt vom Nachtwind.

Nun betreten wir das Zelt. Durch eine schmale Gasse, die von einem brodelnden Meer von Leibern umsäumt ist, geht es weit, weit im dämmernden Lampenlicht geradeaus, unendlich weit nach vorn zu einem dort in der Ferne sichtbaren Podium. Es ist ein langer Weg, bei dem wir von dem unaufhörlichen Schreien, Rufen und Toben der Massen dieses Zeltes

gleichsam nach vorn gespült werden. Wir haben gar keine eigene Empfindung mehr in diesem unbeschreiblichen Orkan und stehen plötzlich auf dem Podium. Die mühsam freigehaltene Gasse, die wir gekommen sind, ist in der Sekunde vollgequollen. Auch die doppelte Reihe der SS. konnte sie nicht mehr freihalten. Und nun übersehen wir vom erhöhten Podium aus den unbeschreiblich riesenhaften Raum. Vielleicht ist dies das größte Zelt, das jemals errichtet worden ist. Es sind eigentlich sieben Zelte nebeneinander, wobei nur die trennenden Zwischenwände fortgeblieben sind. Das mittelste dieser Zelte, durch das wir gekommen sind, ist wohl fünfzig Meter breit und zweihundertfünfzig Meter lang und wirkt wie ein riesiges niedriges Kirchenschiff. Die graue Giebelwand, durch die wir hereinkamen, ist kaum noch zu erkennen. Links und rechts von diesem Mittelzelt, das von einer doppelten Zeile mächtiger Holzbalken und Säulen getragen wird, liegen nun noch einmal nebeneinander wiederum je drei dieser, zusammen also sieben Zelte. Der Raum zwischen den Säulen ist unbespannt, und so könnten die Menschen auch auf den entferntesten Plätzen dieses riesenhaften Raumes den Führer sehen, wenn nicht . . ., ja wenn nicht die vordersten aufgestanden wären, um ihn noch besser zu sehen! Nun ist natürlich von hinten überhaupt nichts mehr zu

erkennen. Und es dauert Minuten und abermals Minuten, ehe man die vorn Sitzenden dazu bewegen kann, ihre unbeschreibliche Begeisterung im Interesse der anderen, hinten sitzenden Volksgenossen wenigstens so weit zu zügeln, daß sie Platz nehmen.

Trompetenstöße und Fanfarensignale gehen in dem Sturm vollständig unter. Gauleiter Wagner und in den ersten Minuten auch der Führer sprechen, trotzdem die Lautsprecher auf höchste Stärke gestellt sind, scheinbar völlig vergeblich gegen diesen Orkan von Stimmen an. Dann aber wird es plötzlich in dem riesenhaften Raum so still, daß man glaubt, man möchte jetzt eine Nadel zu Boden fallen hören. Da gebraucht der Führer ein paar Worte, die diese Menschen im innersten Herzen packen, und urplötzlich schreien diese siebzigtausend wie mit einer einzigen Stimme auf. Hier ist kein Klatschen, keine vereinzelte Beifallsaktion.

Der Führer hat erklärt, er habe den Krieg als Musketier besser kennengelernt wie die berufsmäßigen Kriegshetzer. Und diese einfache Feststellung, die er in jeder Unterhaltung machen könnte, sie genügt, um hier aus siebzigtausend Kehlen wie aus einem Munde ein donnerndes „Bravo" herauszuholen. Dann ist wieder Stille.

Das ist das Köstliche an Massenversammlungen mit Arbeitern, Bauern und Soldaten.

Da wird kaum geklatscht, da werden keine geistreich sein wollenden Zwischenrufe gemacht, da ist jedes zum Herzen gesprochene Wort wie ein Appell an eine Front, der mit einem donnernden „Hier" beantwortet wird.

Und das ist das große Geheimnis in der Redekunst des Führers: Daß er eben kein Redekünstler ist, daß er keine kunstreichen Phrasen drechselt, daß er sich mit diesen siebzigtausend so unterhält, wie er sich mit jedem einzelnen von ihnen unterhalten würde, daß seine Feststellungen vom Herzen kommen und zum Herzen gehen, daß er keine Worte, keine Formeln, keine Redensarten gebraucht, die der Mann von der Straße nicht versteht. Der Führer redet so zum Volk, als wenn er jetzt zu dir oder mir spräche.

Er stellt fest, wenn irgendeiner behauptet, dies und jenes sei noch nicht getan worden, dann müsse er entgegnen:

„Mein lieber Freund, ich habe in drei Jahren so viel getan, wie überhaupt ein Mensch nur tun konnte."* Auf diese Worte folgt ein minutenlanges Heilrufen, das immer wieder anschwillt, wenn man glaubt, nun beginne es gerade abzuebben.

„Vor drei Jahren", sagt der Führer zu Frankreich gewendet, „als Deutschland im tiefsten Gegensatz zu Polen stand, gelang es mir, diese Spannung allmählich zu mildern, und dank des tiefen Verständnisses

eines anderen großen Führers und Staatsmannes ist es gelungen, langsam zwei Völker einander zu nähern.

Aus dieser Annäherung kam allmählich eine Verständigung und aus der Verständigung die Überzeugung der Notwendigkeit eines freundschaftlichen Nebeneinanderlebens und daraus wieder langsam eine gegenseitige Rücksichtnahme.

Ich bin der Überzeugung, daß man einmal nach einer gewissen Zeit nicht mehr verstehen wird, wieso zwei Völker in der Sphäre einer sich bildenden sogenannten ‚traditionellen Erbfeindschaft' leben konnten!

Ich habe mich bemüht, dieses Verhältnis zwischen den beiden Völkern, soweit es Deutschland betrifft, zu normalisieren. Es ist zum Nutzen beider Völker gelungen. — Daß aus dieser Verständigung der Wirtschaft beider Völker ein reicher Segen zuteil geworden war, ist eine Frucht dieser Verständigung, nachdem so lange Zeit der ganze Osten unter der fehlenden Verständigung gelitten hatte. Nicht nur wir, nein, auch die andere Seite. Was konnte dieser frühere Zustand auf die Dauer noch mit Vernunft zu tun haben?

Es war doch damals schon klar: weder wird Polen jemals Deutschland vernichten, noch wird Deutschland jemals Polen beseitigen.

Zwei Völker sind als Realitäten gegeben, und sie

tun gut daran, sich das Nebeneinanderleben erträglich einzurichten.

Ich habe versucht, diesen selben Gedanken vom Osten nach dem Westen zu übertragen. —

Gewiß, auch hier werden vielleicht viele sagen, das sei ein Ideal.

Ich glaube aber an dieses Ideal und glaube, daß einmal die Vernunft auch hier triumphieren wird! —

Ich glaube das als deutscher Nationalist! Und nur als ein solcher kann ich das aussprechen, denn ich denke nicht daran, etwa die Rechte meines Volkes preiszugeben, so wenig ich fremde Rechte beseitigen will.

Ich will eine Synthese finden zwischen den beiden Völkern. Ich will nicht das andere Volk entrechten, ebenso wie ich es niemals zugeben werde, daß Deutschland entrechtet wird.

Ich glaube, daß es dabei zunächst notwendig ist, daß sich die beiden Völker als vollständig gleichberechtigte Faktoren in Europa gegenüberstehen.

Vollständig gleichberechtigt, weil nur aus einer solchen Gleichberechtigung heraus die als Voraussetzung notwendige Respektierung stattfinden kann. Das ist es, was ich den früheren Staatsmännern vorwerfe, daß sie nicht mit den besten deutschen Elementen sich verständigen wollten und daß sie den Verständigungsgedanken nicht von vornherein aufbauten auf

dem Gedanken der unbedingten Gleichberechtigung. Das aber habe ich mir vorgenommen!"*

Da flammen plötzlich durch die ganze Tiefe des Mittelzeltes sechs riesige Scheinwerfer auf. Zwei links und rechts vom Führer, die anderen vier tief hinten im Zelt über der brodelnden Masse. Die Filmleute haben ihren großen Augenblick erfaßt. Die Menschen in den Zelten sind fast alle wieder aufgesprungen, stehen auf den Stühlen, Frauen und Kinder werden emporgehoben, und unaufhörlich fliegen die hellen Hände zum Heilrufen empor.

Adolf Hitler fährt fort:

„Ich habe den Ehrgeiz, mir einmal im Herzen des deutschen Volkes ein Denkmal zu setzen. Wenn wir heute in einen Krieg gestoßen würden, dann kostet jede 30-cm-Granate gleich dreitausend Mark; wenn ich noch anderthalbtausend Mark dazulege, dann habe ich dafür ein Arbeiterwohnhaus. Wenn ich eine Million solcher Granaten auf einen Haufen lege, dann ist dies noch lange kein Monument. Wenn ich aber eine Million solcher Häuser habe, in denen soviele deutsche Arbeiter wohnen können, setze ich mir damit ein Denkmal."*

Und an Frankreichs Adresse, das mißtrauisch fragt, ob denn auch das Angebot eines deutschen Nationalisten ehrlich gemeint sein könne:

„Wenn dieses Angebot nicht ehrlich gemeint wäre, dann würde ich es nicht in meinem Namen stellen. — Denn meine Ehre ist genau soviel wert wie die eines anderen Staatsmannes. In diesem Augenblick ist diese meine Ehre auch nicht meine Ehre, sondern die Ehre der ganzen deutschen Nation."*

Und noch stärker beschwört der Führer die Männer und Frauen des französischen Volkes:

„Dann werden sie vielleicht doch noch den Weg zu uns finden und dann wird vielleicht doch die Stunde kommen, da wir uns als gleichberechtigte Völker und Nationen die Hände über den alten Strom reichen, den alten Hader vergessend, und gemeinsam für den Frieden Europas und damit für den Segen der beiden Länder und Völker arbeiten. Das ist der sehnlichste Wunsch, der mich erfüllt und der auch Ihr Wunsch ist."**

Mit diesem Bekenntnis endet des Führers erster Friedensappell in Karlsruhe, wenige Kilometer vor der französischen Grenze, fast unter den Kanonen von Straßburg.

Wir wollen uns, so sagt der Führer — und so sagt bereits in dieser Stunde der beginnenden Mobilmachung für den Frieden auch das deutsche Volk —, wir wollen uns über den alten Strom die Hände reichen

und zum Segen unserer beiden Völker zusammen-arbeiten.

Als der Führer den gewaltigen dämmerigen Raum verlassen und seine Rückfahrt durch die jubelnde Stadt angetreten hat, erwarten ihn im Wagen des Sonderzuges auf dem Bahnhof schon dringende Telefonanrufe aus Berlin. Der Führer hat ja nicht nur Wahlreisen, auch die staatsmännischen Arbeiten laufen ununterbrochen weiter und verlangen fast sofort nach jeder Kundgebung ihre Erledigung. Auch im Pressewagen beginnt eine fieberhafte Arbeit. Die Rede des Führers muß geschrieben werden und soll so schnell wie möglich im amtlichen Wortlaut den Zeitungen zugänglich gemacht werden. Die Schreibmaschinen klappern. Vorläufig werden die Männer von der Presse nicht zum Abendbrot kommen.

Als der Führer die Telefonzelle verläßt, wird er für einen Augenblick am Fenster seines Wagens für die Menschen auf den rückwärtigen Bahnsteigen, wo einige Züge halten, sichtbar. Das genügt. Die Menge verläßt die dicht besetzten Züge und stürmt über zwei dazwischen liegende Bahngleise und einen Steig quer herüber, ist durch keine Absperrung und keine Warnungen des Bahnpersonals mehr aufzuhalten und jubelt nun dem Führer ununterbrochen zu, bis die Arme vom Mützen- und Tücherschwenken und vom

Winken müde werden. Da stimmt einer das Deutschlandlied an, und mit jener wunderbaren, einst von Napoleon als unheimlich empfundenen Disziplin, die Adolf Hitler im deutschen Volke neu geweckt und gefestigt hat, erstarrt diese wilde Demonstration vor dem Führer plötzlich zur Bewegungslosigkeit. Gewaltig wie ein Choral braust das Deutschlandlied durch die weite Halle, während unser Zug langsam hinausrollt. Der Uhrzeiger steht auf Mitternacht.

In der Hauptstadt der Bewegung

Sonnabend, 14. März 1936.

Morgens 8.33 Uhr fährt der Sonderzug des Führers von Berlin nach München. Ich rufe etwas vorher in der Reichskanzlei an und bekomme die Antwort:

„Nein, wir fahren nicht mit."

Also liegen noch dringende Arbeiten in Berlin vor.

Um 10.50 Uhr fährt der FD-Zug München—Rom. Anruf und Antwort:

„Nein, wir fahren nicht mit."

12 Uhr mittags: Ich bin zusammen mit den anderen Mitgliedern der Reichswahlkampfleitung zu Reichsminister Dr. Goebbels in das Propagandaministerium bestellt. Zwei Minuten vor 12 Uhr wird festgestellt, daß die Besprechung nicht stattfinden kann. Der Minister muß selbst sofort in die Reichskanzlei zum Führer hinüber. „Auf eine halbe Stunde", sagt er zu uns, als er das Zimmer verläßt. Die halbe Stunde vergeht, es wird 12.30 Uhr, dann 1 Uhr, schließlich 1.30 Uhr. Ich gehe zur Wache in der Reichskanzlei hinüber und erfahre, daß nun bestimmt um 2 Uhr geflogen werden soll. Ich möchte sofort zum Flughafen hinausfahren.

Es ist ein Sauwetter in Berlin. Dichtes Schneetreiben und eine eklige nasse Kälte. Der Schnee auf der Straße schmilzt sofort wieder. Morgens, als beschlossen wurde, die Züge davonfahren zu lassen und zur Zeitersparnis zu fliegen, war das Wetter noch schön gewesen. Jetzt ist alles anders. Schneetreiben und tief hängende Wolken. Dazu Besprechungen, eine nach der anderen, beim Führer. So unsicher, so auf die letzte Minute müssen hier alle Dispositionen getroffen werden. Festgesetztes muß wieder und wieder umgestoßen werden. In drei Stunden dreimal neue Dispositionen für eine so umfassende und wichtige Reise zu treffen ist keine Kleinigkeit, und die Adjutanten Brückner und Schaub müssen wahre Wunder der Präzisionsarbeit und Organisation leisten, damit alles klappt.

Als mein Wagen in die Flughafenstraße einbiegt, wartet schon eine Menschenmasse. Irgendwie ist es also in Berlin durchgesickert, irgendwie müssen sie gewittert haben, daß der Führer hierher kommen wird, und erwarten ihn nun hier trotz Regen, Schnee und Kälte geduldig und neugierig.

Auf dem asphaltierten Rollfeld steht die Luftflotte des Führers mit laufenden Motoren. Das Flugfeld ist ganz in graue Nebel gehüllt, die an den Enden angrenzenden Straßen und Gebäude sehen farblos

grau aus, der Asphalt des Flugfeldes glänzt naß, und das Wasser steht in großen Pfützen darauf. Von Norden bläst ein heftiger Wind und treibt den dichten Schnee waagerecht über die Maschinen weg und den Menschen ins Gesicht. Unter dem linken Flügel der mächtigen D 2600 steht SS.-Oberführer Bauer, Hitlers erprobter Flugkapitän. Die fünf gewaltigen Flugmaschinen, jede mit einer Flügelspannweite von dreißig Metern und mehr, geben unmittelbar das Gefühl persönlicher Macht. Das Donnern der Motoren klingt wie ein stolzes Angriffssignal. Sein Rhythmus springt jäh ins Blut. Eine der Maschinen spuckt an den Auspuffrohren des linken Motors fast ununterbrochen Feuer, gelbe und violette Stichflammen schießen in kurzen Abständen mit lautem dumpfem Knall hervor. Magie der Technik!

Ich nehme in der Maschine „Wilhelm Siegert" Platz, die ihren Namen nach einem Fliegerhelden des großen Krieges führt. Da sehe ich einen alten Kameraden aus der Kampfzeit wieder! Freudige Überraschung und Begrüßung. Es ist zehn Minuten vor 2 Uhr, vom Führer aber noch nichts zu sehen. Geht es denn nun wirklich um 2 Uhr los? Wir sitzen eine Viertelstunde, eine halbe Stunde, eine ganze Stunde. Es ist auch in den Maschinen ungemütlich kalt geworden, die Warmluftheizung funktioniert erst bei hohen Touren, wir

frieren und klappern mit den Zähnen. Weiß Gott, eine Hundekälte! Die Motoren sind schon vor einer ganzen Weile abgestellt worden. Stumm, verlassen, grau in grau stehen die Maschinen auf dem öden Felde. Böen werfen das Seitensteuer an der Schwanzflosse der Maschine hin und her und drücken die Höhensteuer an den mächtigen Schwingen auf und nieder. Da bewegt sich der braun gebeizte Steuerknüppel vorn am Pilotensitz wie von einer Geisterhand gesteuert. Auf einmal marschiert auch der SS.-Trupp von vier Mann in den Schuppen 3 zurück. Nun werden wir aber doch munter. Was soll das heißen? Kommt der Führer etwa überhaupt nicht mehr? Also schnell ans Telefon. Es ist doch schon kurz vor 3 Uhr.

Sowie ich mit der Reichskanzlei verbunden bin, stellt sich heraus, daß der Führer eben durch die Wilhelmstraße abgefahren ist. Also rasch wieder alles an und in die Maschinen. Sieben Minuten vor 3 Uhr hat der Führer in der D 2600 Platz genommen, und unsere Luftflotte rollt durch das dichte Schneetreiben über den nassen Asphalt, die Motoren gehen donnernd auf höchste Touren, wir stecken uns Watte in die Ohren, und nun geht es mit unheimlicher Schnelligkeit durch den Nebel nach oben. Schräg liegend beschreiben wir eine enge Schleife über dem Tempelhofer Feld. Die Stadttürme Berlins, nur für Sekunden

noch grau und farblos sichtbar, verschwinden, und wir schrauben uns schnell empor. Schon nach zwei Minuten sind wir zwei- oder dreihundert Meter hoch zwischen grauen, kochenden Wolkenhaufen, heftige Böen drücken uns sekundenlang seitwärts oder nach oben, dann scheint es uns, als fallen wir mit der Maschine in dunkle Löcher, dann umgibt uns ein gleichmäßig grauer Wolkenbrei, und man sieht eigentlich überhaupt nichts mehr. Aber allmählich wird diese graue Welt heller und heller. Die Augen beginnen von der Helligkeit zu schmerzen, und man ahnt, daß dort irgendwo rechts hinter den Nebeln die Sonne über den Wolken stehen muß. Jetzt haben wir die Wolkendecke durchbrochen, blauer Himmel wird über uns sichtbar.

Da schwimmt weit vorn links, einem Vogel gleich, die Maschine des Führers. Von den anderen ist nichts zu sehen. Wolken ziehen vor uns, neben und unter uns, über uns, wir schwimmen im blauen Raum. Blendende Sonne fällt auf die metallenen Schwingen unseres großen Vogels, und jetzt ist es auf einmal ganz sommerlich warm geworden, die Warmluftheizung tut ihre Schuldigkeit. Wir ziehen die Mäntel aus, wir kommen uns auf einmal wie im schönsten Frühling vor. Wie hoch mögen wir sein? Der Höhenmesser zeigt zweitausend Meter. Ist dieser

rasche Flugzeugaufstieg mit dem Führer nicht symbolisch? Wie häßlich kalt und grau war die Welt dort unten, bevor der Führer kam. Nun sind wir hoch oben, und es ist leuchtend schön, warm und sonnig. Hat Adolf Hitler so nicht auch das deutsche Volk aus den Niederungen und der Kälte und dem grauen Elend wieder auf eine freie, sonnige Höhe geführt? Geschah das nicht in so kurzen Jahren, daß diese Jahre vor dem langsamen Gang der Geschichte ebenfalls wie rasche Flugminuten erscheinen werden, in denen eine übermenschliche Kraft ein ganzes Volk emporhob?

Der Höhenmesser ist auf dreiunddreißighundert Meter gestiegen. Wir sind also etwa dreihundertfünfzig Meter höher als die Zugspitze, Deutschlands höchster Berg! Als ausgebreitetes ebenes Meer liegt die Wolkendecke jetzt tief unter uns wie weiße Watte. Die Erde, auch wenn sie für uns jetzt nur aus dieser Wolkendecke besteht, ist eine kleine kreisrunde Scheibe geworden, rings durch die Linie des Horizontes begrenzt. Darüber wölbt sich grau und wolkenlos die Himmelsglocke mit dem schmerzend hellen Sonnenball. So wie hier oben, erlebt man die Welt auch auf dem Meer, wenn man von der Mastspitze eines einsamen Seglers bis an die kreisrunde Linie des Horizontes blickt, und genau so stellten sich die alten Griechen und

Römer die ganze Erde vor: Als eine kreisrunde, im Weltmeer schwimmende Scheibe.

Daß es trotz der gemütlichen Wärme in unserer Kabine draußen in dem sonnendurchleuchteten Raum sehr kalt ist, erkennen wir an der immer wieder einsetzenden Vereisung unserer Fenster. Wieder und wieder müssen wir mit dem Handschuh die Eisblumen von den Scheiben reiben, um den Blick nach draußen freizubehalten.

Wir fliegen in etwa eindreiviertel Stunden nach München. Diese hohe Reisegeschwindigkeit verdanken wir den wunderbaren Maschinen des Führers, aber auch dem kräftigen Nordwind, der uns nach Bayern herunterbläst.

Das Innere der Maschine bietet ein recht buntes Bild. Die Begleitmannschaft hat die Rücklehnen schräg nach hinten geklappt, und es gibt ein paar gute Schnappfotos von sonst sehr hart und streng dreinschauenden Schutzstaffelmännern, die jetzt schnarchend ins Reich der Träume entrückt sind und ihren Mund für die Fotolinse so weit aufhalten, als wären sie beim Zahnarzt.

Vorn neben dem Führersitz werden riesige Stöße von Zeitungen und ganze Aktenmappen mit Presseberichten und Nachrichten studiert, und ich persönlich grabe mit einem Sturmbannführer aus dem Stabe

des Botschafters von Ribbentrop alte Erinnerungen vom Februar und März 1932 wieder aus. Damals war der Sturmbannführer noch im Stabe des Reichswehrministeriums. Unser verstorbener Kamerad Anacker arbeitete in einer getarnten SS.-Zentrale, die der heutige Polizeigeneral Daluege in der Potsdamer Straße bei einem Siedlungsverein aufgezogen hatte, und ich selbst leitete als Gaufunkwart von Berlin und Führer der Verbandsgruppe Nationalsozialisten den organisatorischen und propagandistischen Teil der Rundfunkarbeit im Gau Groß-Berlin und im Reich.

Als damals das Manöver des Herrn Brüning fehlgeschlagen war, die Reichspräsidentschaft auf parlamentarischem Wege zu verlängern, hatte sich die nationalsozialistische Bewegung, in der Hoffnung, den Führer schon diesmal als Präsidenten des Reiches durchsetzen zu können, zu einem leidenschaftlichen Wahlkampf für den 13. März 1932 gerüstet. Ich hatte dabei u. a. die Aufgabe übernommen, die Rundfunksender so schnell wie möglich vom Augenblick der Machtübernahme an in den Dienst der Bewegung zu stellen, und hatte in Zusammenarbeit mit SA. und SS. und eben meinem hier zum ersten Male wiedergefundenen Kameraden ein kleines Plänchen ausgeheckt, wie man das wohl unter allen Umständen sicher

und rasch tun könne. Aus dem Plänchen war nichts geworden, weil die Wahl noch kein endgültiges Ergebnis für uns erzielte; inzwischen wurde dann nach dem ersten Wahlgang wieder einmal die SA. verboten, große Haussuchungen zwangen uns, mit den wichtigsten Akten unter dem Arm zwar fluchtartig, aber doch mit äußerlich zur Schau getragener Gleichgültigkeit, um nicht zu sagen Pampigkeit, unser Gauhaus in der Hedemannstraße hinterrücks durch das Tor in der Wilhelmstraße zu verlassen. Die aufgelöste SA. fuhr am hellichten Tage mit ihrem Möbelwagen von der Hedemannstraße Nr. 10 genau fünfzig Meter um die Ecke und bezog die von mir zur Verfügung gestellten Räume in der Wilhelmstraße 107, fünf Treppen, und ganz Berlin lachte darüber, daß die Polizei nicht bemerkt hatte, wohin der Gruppenstab der SA. entwetzt war.

Bei diesen wieder aufgefrischten Erinnerungen kommt mittlerweile München in Sicht. Hier ist schönes, sonniges, leicht wolkiges Wetter. Die Motoren gehen auf niedrige Touren, ein starkes Rauschen wird hörbar, das durch die vorbeisausende Luft entsteht, wir verlieren nun ziemlich rasch an Höhe und stürzen förmlich nach unten, von dreitausend auf zweitausend Meter, auf tausend Meter, wir liegen in fünf- oder sechshundert Meter Höhe in einer Steilkurve schräg

über den beiden Kugeltürmen der Frauenkirche und rollen ein oder zwei Minuten später sanft auf dem Münchener Flughafen aus. Wir sind als Nachzügler angekommen, die anderen Maschinen stehen schon da, der Führer hat bereits die Maschine verlassen und ist zum Studium von Bauplänen in das Atelier des verstorbenen Prof. Troost gefahren, des Erbauers der beiden prächtigen Führerhäuser am Königsplatz, wo die Toten des 9. Novembers 1923 seit dem 9. November 1935 die Ewige Wache bezogen haben.

Das erste, was uns in Münchens Straßen begegnet, sind waggongroße rote Plakate, auf denen Gauleiter Wagner die Bevölkerung auffordert, den Führer in der Hauptstadt der Bewegung würdig zu begrüßen. Auch der Fackelzug der Zweihunderttausend vor dem Führer ist hier bereits in Riesenlettern angekündigt. Und bei der Fahrt durch die Stadt entdecken wir, daß man hier auf die alte überlieferte Plakatierung an den Litfaßsäulen überhaupt verzichtet hat und daß auf großen Ständern an allen Straßenecken diese riesenhaften Tafeln mit demselben Aufruf angebracht sind. In der Tat, eine wirkungsvolle, in dieser Form noch nicht dagewesene Plakatpropaganda.

Schon dieser in seiner Einfachheit und Wucht besonders wirksame propagandistische Auftakt deutet an, daß wir hier etwas in seiner Art ganz anderes als

in Karlsruhe erleben werden. Wir alle waren hingerissen von dem Karlsruher Erlebnis, immer wieder sahen wir im Geiste die nachtdunkle, von begeisterten Menschen erfüllte Stadt, das riesenhafte, in Dämmerlicht gehüllte Zelt, in welchem der Führer in Karlsruhe gesprochen hatte, und fragten uns, ob wohl dieser so machtvolle Beginn unseres Wahlkampfes überhaupt noch übertroffen werden könnte.

Als wir dann aber vier Stunden später die Hauptstadt der Bewegung wieder verlassen, sind wir alle glücklich, Zeugen dieser ganz einzigartigen Münchener Kundgebung gewesen zu sein.

Als unsere Autokolonne von der Wohnung des Führers aus aufbrach, standen dort ein paar tausend Menschen, die den Führer sehen wollten und ihm zujubelten. Dann aber fuhren wir in einem Tempo von vierzig oder sechzig Kilometern. Die Stadt war prächtig mit Fahnen geschmückt, hinter vielen Fenstern brannten reihenweise kleine rote Flämmchen und gaben den Straßen ein festliches Gepräge. Aber wir durchrasten ganze Straßenzüge, in denen wir nur ein paar Dutzend Menschen begegneten, die, mit plötzlicher Freude den Führer erkennend, den Hut oder die Mütze vom Kopf reißen, als ihr Heilrufen schon hinter uns im Dunkel wieder verlorengeht. München erscheint leer, wie ausgestorben. Die drei Ausstellungshallen

fassen doch bloß fünfzig- oder sechzigtausend Menschen im besten Falle, und es sind doch allein aus Oberbayern zweiundvierzig Sonderzüge zur Führerversammlung eingetroffen. Wo sind denn all diese Menschen eigentlich geblieben?

Da löst sich das Rätsel. Der Führerwagen bremst ziemlich scharf ab. Wir sind in der Nähe der Theresienwiese und fahren in eine unübersehbare Menschenmenge hinein, aus der uns tosender Jubel entgegenschlägt.

Hier ist München! Hier ist scheinbar halb Bayern aufmarschiert! In sämtlichen an das Ausstellungsgelände angrenzenden Straßen, auf den Zufahrtswegen, auf der Theresienwiese: weit über Zweimalhunderttausend Kopf an Kopf. Gauleiter Wagner hat wirklich die ganze Stadt, ja man möchte glauben, halb Oberbayern auf diesem riesigen Feld zusammengezogen. Jetzt fahren wir gerade durch eine freigehaltene Gasse auf Bavaria und Ruhmeshalle zu und gewinnen damit, wenn wir im Wagen aufstehen, einen Überblick über die ganze Theresienwiese. Die dreißig oder fünfzig schönen, freistehenden Bauten, welche das weite Viereck der Theresienwiese umgrenzen, stehen wie mystische Schatten kaum erkennbar im Dunkel. An den Fenstern sind scheinbar alle Lichter gelöscht. Dafür aber glühen vor ihren Fronten um das ganze Viereck der Theresien-

wiese herum rote Feuer auf. Ihr Widerschein spiegelt sich auf den erregten Gesichtern der Männer und Frauen, die uns umdrängen und mit nicht enden wollenden Rufen den Führer empfangen. Das weite Feld ist mit Lautsprechern bepflanzt, und meine Rundfunksprecher geben im Augenblick unserer Durchfahrt einen Bericht für die Welt da draußen, der auch hier auf die Lautsprecher mit übertragen wird. Seltsam klingen die Schilderungen der Sprecher von unserer Anfahrt an unser Ohr. Vor der Ruhmeshalle schwenkt die Wagenkolonne nach rechts um und fährt nun eine freigehaltene Gasse in Richtung auf die Paulskirche zu, dann kommt eine Linksschwenkung, und nun geht es zur Ausstellung herauf. Damit wird der Führer, der vorn im Wagen steht, zum erstenmal für alle dort unten auf der Theresienwiese sichtbar. Bis zur Einfahrt in die Ausstellung, wo der Wagen den Blicken der Menge wieder entschwindet, geleitet uns das brausende Heilrufen der unübersehbaren Massen auf dem von roten Feuern umgrenzten Riesenfeld.

Die Münchener Ausstellungshallen sind in einer sehr glücklichen architektonischen Weise so miteinander verbunden, daß man zunächst eine Art Vorhof betritt, der links und rechts von je einer großen Halle flankiert wird. Das Ende des Vorhofes wird dann von der

dritten Halle gebildet, die gleichzeitig Verbindung mit den anderen beiden Hallen hat.

Im Innenhof stehen neben dem Mittelgang die Abordnungen der Partei und die Ehrenformationen. Der Raum dahinter ist von Zehntausenden von Menschen gedrängt voll, und die absperrenden SS.-Männer der Standarte Deutschland haben die Arme ineinander verschränkt und die Beine im Winkel von fünfundvierzig Grad nach vorn gestemmt, um dem Massendruck überhaupt standhalten zu können. Der Jubel bricht sich hier an den mächtigen Beton- und Glaswänden der Hallen und wird dadurch bis ins unbeschreibliche gesteigert, plötzlich überschmettert von den hellen Fanfarenklängen eines Jungvolktrupps, der auf einer Art Altan in acht oder zehn Meter Höhe über dem Eingang der dritten Halle Aufstellung genommen hat.

Welcher Gegensatz zu dem dunkel brodelnden Meer der Menschen in Karlsruhe, als wir nun hier in diese helle, freundliche und lichtdurchstrahlte Halle eintreten.

Strenge Sachlichkeit hat hier gewaltet, Beton, Stahl und Glas sind die Baustoffe. Weiß leuchten die Wände, hell strahlen die Bogenlampen. Mit grünen Tannenzweigen sind die mächtigen Doppel-T-Träger verkleidet, von den Stahlbindern der Decke hängen die roten Banner mit dem Hakenkreuz herab. Es sind dieselben Banner, von denen der Führer einst, vor dreizehn

Jahren, prophetisch erklärte, sie würden einmal vom Berliner Schloß wehen. Denselben Menschen, die heute hier in diesen Hallen sind, hat er schon damals dieses sieghafte prophetische Wort eingehämmert. Sie, die ältesten Nationalsozialisten, wissen nun seit eineinhalb Jahrzehnten, daß der Führer Wort hielt, daß man auf ein Wort von ihm bauen darf und muß, klinge es zunächst auch noch so unwahrscheinlich, und daß der Glaube des Führers Berge versetzt, daß sein Glaube gesiegt hat und auch in Zukunft siegen wird.

Beim Hereinkommen muß der Führer unzähligen alten Bekannten, seinen ältesten Mitkämpfern die Hand schütteln. Männer, die einst in der Vollkraft ihrer Jahre schon in seinen Reihen standen und heute ergraut sind. Aber sie sind im Herzen so jung geblieben wie damals, als sie mit den ersten Sieben zusammen dem Führer Gefolgschaft leisteten. Dann begrüßt Adolf Hitler Frauen, die auch schon in jener ältesten Zeit treu zur Bewegung standen, dann Geistliche und dort den alten Parteigenossen Pfarrer Sauerteig.

Das große frei Podium am Ende der Halle ist wie ein sauberer, gepflegter Blumengarten mit leuchtend bunten Blumen und immergrünem Buchsbaum eingefaßt.

Drei Standarten der SA. und SS. schließen es hinten ab.

Es sind die ältesten Standarten der Bewegung. Ihr dunkelrotes zerschlissenes Fahnentuch hat zum ersten Male im Jahre 1923 den Sturmabteilungen Adolf Hitlers vorangeleuchtet, damals, als Hitler erklärte, sie würden einst über ganz Deutschland wehen! Zwei von ihnen sind dann bei dem Zusammenbruch im November 1923 in bayerisch-republikanische Polizeihaft geraten und 1933 durch die nationalsozialistische Revolution in Bayern ehrenvoll befreit worden. Neben diesen drei ältesten, mit so ehrwürdigen Erinnerungen verknüpften Standarten der Bewegung stehen links und rechts noch zwei Standarten der jüngsten selbständigen Gliederung der Partei: des Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps. Sie wurden auf dem Reichsparteitag 1935 in Nürnberg vom Führer geweiht und werden sich nun der alten kampfbewährten Tradition der SA. würdig zu erweisen haben. Hinter den Standarten folgen jeweils nach oben gestaffelt eine dreifache Reihe der Hitlerjugend und ein Wald roter Banner aller Gliederungen. In dem hellen Licht der Bogenlampen blitzen die Fahnenspitzen der SA.-Stürme, leuchten die Hoheitszeichen der Parteifahnen, ist jede Einzelheit der Spaten mit den gekreuzten Kornähren auf den Fahnenschäften des Arbeitsdienstes deutlich zu erkennen.

Gauleiter und Staatsminister Wagner verliest einen

Protest, der in jedem Satz mit stürmischer Zustimmung begrüßt wird:

„Mein Führer!

Dreihunderttausend Männer und Frauen sind hier versammelt. Im Namen dieser dreihunderttausend deutschen Männer und Frauen habe ich Ihnen, mein Führer, folgendes zu sagen:

1. Die dreihunderttausend in München versammelten Frauen und Männer erheben flammenden Protest dagegen, daß ausländische Staatsmänner die Tat des 7. März als einen Vertragsbruch bezeichnen. Die hier versammelten deutschen Frauen und Männer sehen in der Tat des 7. März die Wiederherstellung nicht nur des deutschen, sondern des Welt- und Völkerrechtes überhaupt.

2. Die hier versammelten dreihunderttausend deutschen Frauen und Männer sehen in Ihnen, Adolf Hitler, den Wiederhersteller der deutschen Gleichberechtigung und damit den Wiederhersteller der Gleichberechtigung der Völker untereinander, also den Verwirklicher des Programmpunktes, für den angeblich die Völker der Erde in den Jahren 1914 bis 1918 gegen Deutschland gekämpft haben.

3. Die hier versammelten dreihunderttausend deutschen Frauen und Männer sehen in Ihnen, Adolf Hitler, den Rufer im Streit gegen die Weltpest des

Bolschewismus. Sie erkennen in Ihnen damit den wahrhaftigsten Verteidiger der europäischen Kultur, des europäischen und damit des Weltfriedens überhaupt.

4. Die hier versammelten dreihunderttausend deutschen Frauen und Männer bringen Ihnen, Adolf Hitler, ihr ganzes Herz, ihren unbändigen Glauben, ihr unerschütterliches Vertrauen und ewige Treue entgegen.

Sie wünschen, und mit ihnen wünschen alle diejenigen draußen im Land, die teilhaben an dieser Stunde, daß der Allmächtige Ihnen die Kraft geben und erhalten möge, damit Sie Ihre Sendung erfüllen können, nämlich den Gedanken des Friedens zu verwirklichen."**

Der Führer geht in breit angelegter Rede auf den Ursprung der Bewegung hier in München ein, zeigt seinen ältesten Mitkämpfern, wie er seinen Weg unerschütterlich und in festem Vertrauen auf den Allmächtigen gegangen ist, und setzt dann für jeden verständlich die außenpolitische Situation auseinander.

Was bedeutet der Rheiupakt von Locarno?

Welchen Sinn hat das sowjetrussisch-französische Militärbündnis?

Von wem ist der Locarno-Pakt in Wahrheit gebrochen worden, und welche Konsequenzen mußte Deutschland aus diesem Bruch ziehen?

Das beantwortet der Führer für jeden verständlich

in seinen meisterhaften Ausführungen, die er mit den Worten beginnt:

„Folgendes ist die Lage, meine Volksgenossen.

Eine deutsche Regierung hat einst einen Sicherungspakt des Westens abgeschlossen: den Rheinpakt von Locarno.

In diesem Pakt wurde niedergelegt, daß zwischen Deutschland einerseits und Frankreich und Belgien andererseits eine Art Gottesfriede herrschen solle. Und als Garanten dieses Friedens wurden aufgerufen zwei Staaten: England und Italien.

Es wurde nun bestimmt, daß, wenn je einer diesen Vertrag verletzt, zuständig dafür der Völkerbundsrat sein soll. Er sollte feststellen, wer nun der Angreifende sei und wer nicht. In diesen Vertrag brachte Frankreich schon zwei Verträge mit, die eigentlich ganz genau vielleicht dem schon etwas zu widersprechen schienen. Einen Vertrag mit Polen und einen Vertrag mit der Tschechoslowakei. Diese beiderseitigen Unterstützungsverträge aber paßten sich dann dem Locarno-Pakt insoferne an, als auch dort bestimmt wurde, daß nur eine solche Entscheidung des Völkerbundes maßgeblich sein sollte für die Feststellung, wer der Angreifer sei und wer nicht.

Als wir zur Macht kamen, fanden wir diesen Vertrag vor. Er war auch damals schon ein einseitiger

Vertrag und belastete Deutschland mit einer unendlich schweren Hypothek.

Denn in diesem Vertrag wurde niedergelegt, daß in Deutschland in einem Gebiet, das von 14,7 Millionen Menschen bewohnt wird, also doppelt soviel als das Königreich Belgien Einwohner zählt, die deutsche Souveränität militärisch überhaupt nicht vorhanden sein sollte. Dieses Gebiet sollte keinen deutschen Soldaten besitzen, es sollte keine Festungen besitzen, es sollte damit eine offene Pforte sein, obwohl dieses Gebiet mit das wichtigste des ganzen deutschen Volkes ist. Eine kaum erträgliche Hypothek.

Allein, als ich im Jahre 1933 die Regierung übernahm, erklärte ich trotzdem, daß wir so lange zu diesem Vertrage stehen würden, um des lieben Friedens wegen, solange auch die andere Seite dazu sinn- und buchstabenmäßig stehen wird.

Nun begann Frankreich am Beginn des vergangenen Jahres seine Beziehungen zu Sowjetrußland zu verdichten, zu verengen, und allmählich kamen die ersten Nachrichten, daß ein französisch-sowjetrussisches Bündnis geschlossen sei.

Verstärkt wurden diese Nachrichten dann noch durch die Kenntnis von analogen Bestrebungen zwischen Sowjetrußland und der Tschechoslowakei.

Diese Nachrichten wurden uns zunächst bestritten.

Später hat dann ein französischer Abgeordneter zum ersten Male in der Kammer das gleiche behauptet. Dieses wurde dann ebenfalls als nicht wahr hingestellt. Aber schon in abgeschwächter Form. Und wenige Wochen später mußte man endlich zugeben, daß eine solche Abmachung doch geschlossen wurde. Und endlich wurde sie pharagraphenmäßig fixiert und ergab nun folgendes Bild:

Sowjetrußland und Frankreich schließen einen Vertrag und bestimmen nun, daß, wenn einer der beiden angegriffen wird, der andere zu Hilfe eilen soll.

Die Feststellung, wer der Angreifer ist, wird nun aber nicht mehr dem Völkerbundsrat anheim gegeben, sondern sie wird vorwegnehmend von diesen Staaten selbst entschieden.

Allerdings heißt es, daß sie eine solche Entscheidung nicht zu treffen brauchen, wenn sie sich dadurch einer anderen Sanktion aussetzen würden.

Nun muß ich folgendes feststellen:

Das ist also ein Vertrag, der entgegen dem klaren Wortlaut des Locarno-Paktes besagt, daß man den Angreifer kraft eigenen Rechtes feststellt und dann sofort handelt.

Aber in einem anderen Punkt heißt es, man brauche nicht handeln, wenn man sich einer Sanktion dadurch aussetzen würde.

Nun habe ich nur zu fragen: Was geschieht, wenn also durch irgendeinen uns gar nicht heute faßbaren Vorgang, sagen wir im Osten, ein Konflikt ausbrechen würde und Frankreich nun seinerseits die Entscheidung trifft, Deutschland sei der Angreifer? Was man von solchen Entscheidungen zu halten hat, das wissen wir. Heute behaupten sie noch fortgesetzt, wir hätten im Jahre 1914 angegriffen, obwohl wir überzeugt sind, daß es nicht wahr ist. Ich muß damit rechnen, daß in einer aufgeregten Zeit ein Staat gar nicht in seiner eigenen Sache entscheiden kann, wer der Angreifer sei oder nicht. Ich nehme aber nun an, Frankreich trifft die Entscheidung, wir hätten irgendeinen Angriff begangen, wobei ich betonen muß, daß wir mit Rußland gar nicht zusammenhängen, sondern nur mit Rußland in Berührung kommen könnten dadurch, daß Rußland allmählich in die Tschechoslowakei hereinrückt.

Frankreich trifft also diese Entscheidung. Dann steht also Frankreich und Sowjetrußland und die Tschechoslowakei gegen Deutschland in einem Krieg.

Wer wird dann gegen diese Welt Sanktionen verhängen?

Ich bin als deutscher verantwortlicher Führer und Staatsmann gezwungen, nicht Pharagraphen, sondern die Wirklichkeit zu sehen, und zwar vorausschauend

in die Zukunft zu sehen, wobei mir die Vergangenheit als geschichtliche Lehrmeisterin unendliche Dienste leistet.

Ich muß nun feststellen, daß diese Abmachung damit nicht nur buchstabenmäßig im Widerspruch steht mit den Entscheidungen und den Festlegungen und -setzungen des Locarno-Paktes, sondern daß darüber hinaus diese Abmachung in einem Widerspruch steht zum ganzen Sinn dieser westeuropäischen Abmachung.

Denn diese westeuropäische Abmachung soll einen Gottesfrieden zwischen Deutschland, Frankreich und Belgien garantieren, und sie kann daher nicht in irgendeine Verbindung gebracht werden mit den wechselvollen Zufällen an irgendeiner anderen Stelle Europas.

Es kommt aber noch ein weiterer Faktor dazu.

Rußland ist kein auf sich selbst begrenzter Nationalstaat, sondern ein imperialistisch-bolschewistischer Staat.

Kein Mensch weiß, ob nicht eines Tages in Frankreich besonders nach so engen Beziehungen plötzlich auch der Bolschewismus zur Herrschaft kommt. Sollte dies aber eintreten, dann ist die bolschewistische Partei Frankreichs irgendeine Sektion der bolschewistischen Internationale. Und dann wird bekanntlich nicht von der Sektion bestimmt, sondern von der Zentrale, und die heißt Moskau.

Das heißt also, Moskau bestimmt dann in Paris,

wer der Angreifer ist, ob Moskau oder ob Berlin. Ich kann mich einer solchen Zukunft vielleicht persönlich aussetzen, aber ich kann einer solchen Zukunft das deutsche Volk nicht aussetzen, und ich kann es nicht aussetzen angesichts dieses offenen Loches im Westen.

Das ist ein dem Geist und dem Sinn und dem Buchstaben nach absoluter Bruch des Locarno=Paktes.

Da kann man entscheiden, was man entscheiden will. Ich bin verantwortlich für dieses Volk und für seine Zukunft, und ich lasse mir nicht irgendeine Entscheidung aufoktroyieren von einer neutralen Institution, die diese Verantwortung nicht besitzt und nie übernehmen wird.

Ich habe mich bemüht, in diesen langen Jahren Frankreich immer und immer wieder die Hand hinzureichen, Sie wissen das ja selbst. Und ich habe diese Lösung ja auch nicht vorgenommen, ohne nicht wieder die Hand zu einer großen europäischen Verständigung hinzureichen.

Wenn ich entschied, daß damit dieser Pakt auch für Deutschland erloschen ist, und wenn ich mich entschloß, damit die Souveränität des Reiches über das gesamte Gebiet wieder herzustellen, dann, meine Volksgenossen, habe ich es bewußt verbunden mit dem Vorschlag für eine neue konstruktive Lösung der europäischen Zukunft und damit des europäischen Friedens."**

Man muß diese Erklärungen des Führers hören, man muß mit dabei sein, wenn die Zehntausende ihm fast nach jedem Satz wie rasend zujubeln, wenn sie aufspringen und seine Erklärungen im Stehen anhören und fast ununterbrochen ihre Zustimmung kundtun.

Wenn unsere politischen Dilettanten auf den vierundvierzig oder sechsundvierzig deutschen Parteithrönchen bis 1933 immer behaupteten, daß ausgerechnet ihre Politik etwas so Schwieriges und Kompliziertes sei, daß sie dem Volk und den breiten Massen eben nicht verständlich gemacht werden könne, so waren diese Führerworte über den Rheinpakt von Locarno und das sowjetrussisch-französische Militärbündnis ein Schulbeispiel für die Kunst des Führers, auch die schwierigsten politischen Probleme dem ganzen Volk verständlich zu machen. Jeder Satz dieser Feststellungen, Überlegungen und Folgerungen errang die stürmische Zustimmung der Zehntausende hier in den Hallen, und Sekunden später drang dann noch der Nachhall der Hunderttausende von der Theresienwiese herein, denen die Worte des Führers durch Lautsprecher übertragen wurden.

Jedes dieser Führerworte war eine Kriegserklärung des gesunden Menschenverstandes gegen Unvernunft und politische Intrige. Deshalb ist es besonders erfreulich, daß diese Worte noch andere Zuhörer ge-

habt haben als nur die Hunderttausende in und um die Ausstellungshallen und die Millionen des bayerischen Volkes. Und auch diesen hier noch besonders erwähnten Zuhörern wird die Führerrede vielleicht einiges gesagt haben! Zur Stunde, da der Führer sprach, saßen nämlich die Völkerbundsdelegierten bei dem englischen Ministerpräsidenten Baldwin zu einem Festessen versammelt und sorgten dafür, daß das Rundfunkgerät des Ministerpräsidenten auf München eingestellt wurde. Welch Kontrast zwischen der vornehmen Zurückgezogenheit des englischen Ministerpalastes und der in Begeisterung tobenden Halle aus Glas und Beton in München. Wie mag in diese stillen englischen Räume hinein das harte männliche Beifallsrufen der Münchener SA. geklungen haben! Wie konnten diese Völkerbundsdelegierten noch eine Sekunde daran zweifeln, daß nicht nur die Regierung, sondern vor allen Dingen das deutsche Volk hinter den Maßnahmen des Führers steht! Wie tief muß dieses Hörspiel deutscher Volkskraft und Leidenschaft auf die reservierten Diplomaten des Völkerbundes gewirkt haben, wenn sie sich dem Bann dieser Kundgebung nicht eher entziehen konnten und vor dem Apparat als aufmerksame Zuhörer sitzenblieben, bis der Führer geendet hatte!

Eine Kundgebung des Führers in der Hauptstadt

der Bewegung, tief unten im Süden des Reiches, jenseits der Donau, packt zur gleichen Stunde die Herzen von Völkerbundsdelegierten, die oben jenseits des Kanals Gäste des englischen Ministerpräsidenten Baldwin sind, und zwingt sie zur Aufmerksamkeit und zum Nachdenken. Selten ist die Eigenart und Macht des Rundfunks so sinnfällig zutage getreten.

Rundfunk als stärkste Waffe der Propaganda!

Als der Führer am Schluß der Kundgebung die Hallen durchschreitet, um sich noch einmal allen zu zeigen, und dann hinaustritt, um einen letzten Blick auf die Theresienwiese zu werfen, bietet sich ihm ein gewaltiges, überraschendes Schauspiel.

Die roten Feuer sind verloschen, aber die ganze Theresienwiese ist von zweihunderttausend gelben brennenden Fackeln übersät. Die Massen erkennen den Führer beim Heraustreten und beginnen nun dort unten auf der Wiese die Fackeln im Rhythmus des Heilrufens auf- und abzuschwenken, so daß die weite Fläche wie ein feurig brodelndes Meer in Bewegung gerät. Der Rauch der zweihunderttausend Fackeln liegt als graue, fast undurchdringliche Wolke zehn oder zwölf Meter über uns, so daß die den weiten Platz umsäumenden Gebäude überhaupt nicht mehr sichtbar werden, nur die Spitzen der drei hohen Türme der Paulskirche ragen noch darüber hinaus, während das gewaltige

Kirchenschiff mit dem Dach selbst vollständig in der Wolke versteckt ist. Minutenlang verweilt der Führer auf dem kleinen Podium am Rand der Straße vor diesem majestätischen Anblick, dann geht es wieder mit ein paar Schwenkungen rechts und links mitten durch die Massen hindurch und zum Bahnhof.

Ich lasse vom Führerzug aus sofort eine Verbindung mit dem Reichssender München herstellen und muß dabei noch den Führerzug in der Abfahrt aufhalten, denn wir haben leider keine Funktelefonie im Zuge, und so müssen die Telefone immer auf den Bahnsteigen an die Postkabel angehängt werden. Sofort habe ich den Münchener Intendanten Dr. Habersbrunner an der Strippe, der mir gründlich und genau ein umfassendes Fernschreiben verlesen will, das er soeben bekommen hat. Seit der Karlsruher Führerrede haben die französischen Rundfunksender nämlich damit begonnen, in deutscher Sprache regelmäßig im Anschluß an die Kundgebungen dagegen gerichtete Erklärungen und Tatarennachrichten aller Art zu senden. Nun hat unsere Zentrale einen genauen Bericht über die heute abend nach unserer Kundgebung erfolgten Machenschaften des Herrn Mandel, seines Zeichens französischer Post- und Rundfunkminister, durchtelegrafiert. Aber ich habe gar keine Zeit dafür, mir dies alles anzuhören, der Wagenschaffner schreit schon, daß wir die

Abfahrt aufhalten und die Kabel getrennt werden müßten, und so rufe ich nur ins Telefon:

„Bitte ganz kurz fassen. Haben Frankreichsender wieder in deutscher Sprache auf Hitlerrede geantwortet oder nicht?" „Französische Sender haben wieder unmittelbar nach Hitlerrede entstellende Nachrichten in deutscher Sprache gegeben", ruft Intendant Dr. Habersbrunner zurück. Dann sind wir getrennt, der Zug zieht an.

Was kann gegen diese deutschsprachige Zersetzungspropaganda an den französischen Sendern getan werden? Zwar können die unvergleichlichen Kundgebungen des Führers dadurch nicht bagatellisiert oder widerlegt werden, aber da Methode darin liegt, muß man ihr auch methodisch begegnen.

Denn schließlich ist doch der französische Rundfunk für die Franzosen da, oder wird Deutsch neuerdings in Paris als zweite Nationalsprache angesehen? Sollten wir schon so weit mit der Verständigung sein?

Mit Adolf Hitler steht und fällt Europa

Montag, 16. März 1936.

In unserer Arbeit sind ein paar Schönheitsfehler unterlaufen. Einer unserer Rundfunksprecher hat eine malerische Schilderung vom Eintreffen des Führers und seiner Begleitung gegeben. Obergruppenführer Brückner ist dabei unversehens zum Oberführer degradiert worden, Schaub ist ohne Führerbefehl einen heraufgerückt, und aus Schreck wurde zu seinem eigenen Schreck ein SA.-Obergruppenführer. Kleines Malheur! Gesprächsstoff für eine lustige Unterhaltung im engsten Kreise. Aber außerdem auch ein Grund, um dafür zu sorgen, daß es in Zukunft nicht mehr passieren kann. Außerdem hat der letzte Rundfunkbericht nicht den Schwung und das Feuer gehabt, das bei einer so wundervollen Kundgebung notwendig gewesen wäre. Wir selbst hatten das spontane und naive Erlebnis dieser Kundgebung einfach mit dem Herzen empfunden, genau so wie die Hunderttausende von Volksgenossen, die daran teilnahmen. Die Sprecher aber waren zwei Tage am Ort gewesen und hatten wohl etwas zu sehr hinter die Kulissen der Organisation geblickt und kamen nun nicht mehr mit dem

Herzen, sondern mit dem Verstand zum Sprechen. Ich entschloß mich daher, nicht mit dem Führerflugzeug, sondern schon mit der nächsten Verkehrsmaschine nach Frankfurt am Main zu fliegen, um dort die Sprecher selbst noch einmal an Ort und Stelle rechtzeitig vor der Kundgebung über das Kommende zu unterrichten.

Gleichzeitig ließ ich einen unserer besten Sprecher auf dem schnellsten Wege aus Ungarn zurückrufen, wo er gerade den Fußballänderkampf Deutschland—Ungarn zu schildern hatte. Ich lernte ihn durch den Rundfunksprecher-Wettbewerb vor zwei Jahren kennen. Intendant Stoffregen vom Deutschlandsender setzte ihn dann sofort in seinem Sender ein, er ergriff die dargebotene Chance und leistet so Vorzügliches, daß wir ihn im Februar 1936 im Olympia-Sender Garmisch-Partenkirchen verwendeten. Er hatte das Glück, den dramatischen Eishockey-Kampf Deutschland — England zu schildern, der dreimal verlängert werden mußte und schließlich spät am Abend 1:1 endete.

Der Führer selbst hörte diesen Bericht am Radio seines Zuges, und Photo-Hoffmann veröffentlichte davon eine effektvolle Bilderseite im „Illustrierten Beobachter". Vor Freude strahlend, ganz bei der Sache, ging der Führer nach dem Ende der zweiten Halbzeit selbst in den Wagen der Begleitmannschaft und gab bekannt, daß das Spiel Deutschland—England noch

immer 1:1 stände. Dann lud er die Männer in seinen Wagen ein, um dort die Fortsetzung des Kampfes weiter mitanzuhören. Das ist der Mann, der am 6. Februar 1936 die Olympischen Winterspiele in Garmisch-Partenkirchen mit den kurzen Worten eröffnete:

„Ich erkläre die IV. Olympischen Winterspiele 1936 in Garmisch-Partenkirchen für eröffnet."

Mit keinem Wort hat er damals verraten, wie er selbst den Sport liebt, wie dieser große Olympische Wettkampf, diese Idee des friedlichen Wettstreites der Völker ihm aus dem Herzen gesprochen ist! Wie er selbst mit leidenschaftlichem Interesse am Sport hängt, welche Achtung und Bewunderung er den Sportleuten der Welt entgegenbringt. Kein Wort davon in der Öffentlichkeit. Sie kennt nichts als die schlichte, knappe Erklärung:

„Ich erkläre die IV. Olympischen Winterspiele 1936 in Garmisch-Partenkirchen für eröffnet."

Im Zuge aber hängt der Führer am Radioapparat, folgt mit ganzem Herzen jeder Phase des sportlichen Kampfes und ruft seine SS.-Männer in den Wagen, damit sie auch zuhören können! Nach dem Bericht äußert der Führer:

Diesen Sprecher sollten wir umgehend bei unseren politischen Kundgebungen einsetzen. Und so, wie es

der Führer gewünscht hat, geschieht es nun. Die telegrafische Order in Händen, reist unser Sprecher jetzt bereits von Budapest ins Reich zurück, um bei der nächsten Kundgebung dabei zu sein. So sieht des Führers Auge und hört des Führers Ohr immer und immer wieder alles, was in Deutschland vorgeht, findet immer wieder Persönlichkeiten, Menschen, Leistungen, und ein Wink des Führers genügt dann, um solchen Menschen die große Chance zu geben. So sieht das vom Führer seit eineinhalb Jahrzehnten gepredigte nationalsozialistische Leistungsprinzip in der Praxis aus und wird vom Führer selbst beständig angewendet: Jedem eine Chance und jeder Leistung ihren angemessenen Lohn!

In der Maschine nach Frankfurt schlief ich erst einmal fast zwei Stunden. In Frankfurt geht es dann zu Gauleiter Sprenger und anschließend mit den Rundfunksprechern durch alle Teile der Stadt, in denen sich heute abend die Ereignisse abspielen werden.

Auch hier gibt es wieder empörte Stimmen, weil die Rede des Führers nur über den Reichssender Frankfurt übertragen wird. Unserem bewährten Parteigenossen Fricke, dem Frankfurter Rundfunkintendanten, schreibt ein Rundfunkhörer schwarz auf weiß folgenden Brief: Er sei sicherlich ein Saboteur am nationalsozialistischen Aufbau, weil er die Übertragung

der Führerrede auf andere, stärkere und daher in größerem Umfange zu hörende Sender verhindere und nur auf den Reichssender Frankfurt übertrage.

Dieser Brief ist ja nun, weil er aus Unkenntnis geschrieben wurde und der Hörer nicht wissen kann, daß der Intendant sich streng an die Vorschriften der Reichswahlkampfleitung zu halten hat, kein Dokument zum Ärgern, sondern nur zum Freuen. Ich telegrafiere also kurz entschlossen an den empörten Rundfunkhörer, er möge sich zu dem und dem Datum auf den und den Sender einschalten, da würde er seine eigens für ihn bestimmte Führerrede bekommen. Antwort ging nicht ein, ich bin aber überzeugt, daß der Lautsprecher zur rechten Stunde eingeschaltet war.

Aber es kommen auch andere Hörerzuschriften von jenseits der Grenzen, die zeigen, wie die unermüdliche Aufbauarbeit des Führers zu wirken beginnt.

Ein Franzose schreibt mir, ich möge glauben, daß genau so wie bei uns auch drüben in zahlreichen Herzen nur der Wunsch wohne nach „Paix et justice", nach Frieden und Gerechtigkeit.

Wenn Herr Mandel, seines Zeichens französischer Post- und Rundfunkminister, nun weiterhin nach jeder Führerrede eine Zersetzungspropaganda über die französischen Sender schickt, so wird er uns damit am Ende einen Dienst erweisen. Denn wenn die französischen

offiziellen Stellen sich so heftig gegen die loyalen und anständigen Erklärungen des Führers stellen, so wird vielleicht das französische Volk noch mehr als bisher auf den Gedanken kommen, sich doch einmal im deutschen Rundfunk selbst die Reden des Führers anzuhören. Und das dürfte dann ja das Ende der Verleumdungen sein!

Also lassen wir Herrn Mandel ruhig weiterwursteln.

Wir nehmen bereits jetzt eine Aufteilung der Themen unserer Rundfunksprecher vor. Einer der Sprecher wird auf dem Flughafen oder am Bahnhof das Eintreffen des Führers schildern. Er ist als alter Feldzugssoldat 1918 mit den letzten Divisionen zurückmarschiert und wird diese alten militärischen Erinnerungen in seinen Bericht einflechten. Der zweite Sprecher ist am Reichssender Frankfurt tätig. Er weiß als Frankfurter Bescheid, wie Straßen und Plätze heißen, was die historischen Gebäude, an denen die einstige Krönungsstadt der deutschen Kaiser so reich ist, für eine Geschichte haben, was sich von den Habsburgerkaisern bis in die Tage der Franzosenbesetzung nach 1918 in ihnen abgespielt hat.

Der dritte Sprecher saß mit mir im Wagen, als der Führer vor zehn Monaten die erste Teilstrecke der Reichsautobahn von Frankfurt nach Darmstadt eröffnete. Damals fuhren wir in einem schwarzen

Mercedeswagen auf der zweizeiligen Autobahn neben dem Führer her und gaben ununterbrochen viele Stunden lang Bericht über einen eingebauten Kurzwellensender aus dem fahrenden Wagen. Derselbe Sprecher, der das damals miterleben durfte, der des Führers Aufbauwerk an den Reichsautobahnen aus eigener Anschauung kennenlernte, der als einer der ersten Dutzend Menschen der Welt auf Adolf Hitlers Straßen fahren durfte, der wird nun hier Bericht vom Aufbauwerk des Führers zu geben haben, das sich gerade in der alten freien Reichsstadt am Main so vielfältig äußert.

Hier konnte der Führer den ersten Spatenstich für die Reichsautobahn tun. Die dabei waren, wissen, daß es kein zeremonieller Spatenstich geblieben ist. Der Führer gab die Parole:

Deutsche Arbeiter, fanget an!

Aber er rechnete sich selbst zu diesen unbekannten deutschen Arbeitern. Er ging dorthin, wo sich heute eine stolze breite Brücke über den Main zieht, und schaufelte die Erde einer bis an den Rand gefüllten Lore auf die Stelle, an der die künftige Autobahn als überhöhter Damm in die Mainbrücke überleiten sollte. Die vom Führer geschaufelte Erde ist allerdings nur noch zu einem Teil in dem heutigen Bahndamm enthalten; denn in den Tagen, Wochen und Monaten, die auf das

Wort und auf die Tat des Führers folgten, begann ein seltsames Schauspiel. Jedesmal, wenn die Arbeitsschicht auf der Autobahn zu Ende war, kamen die unbekannten Arbeiter, denen der Führer hier nach langer Arbeitslosigkeit und namenlosem Elend wieder Arbeit und Brot gegeben hatte, und sie nahmen von der Erde, die der Führer vor ihren eigenen Augen geschaufelt hatte, ein klein wenig in ein eigens mitgebrachtes Schächtelchen oder in ihr Taschentuch oder ihren Tabaksbeutel hinein und bewahrten es zu Hause sorgfältiger wie einen Schatz, als ein heiliges Vermächtnis auf. Manche Träne des Glücks fiel aus Männeraugen auf die heilige Erde, die der Führer als erster deutscher Arbeiter mit dem Spaten in der Hand im Schweiße seines Angesichts bearbeitet hatte.

Frankfurt ist reich an solchen kostbaren Erinnerungen. Als ich nachmittags um 5 Uhr das Zimmer des Gauleiters betrete, um mit ihm die letzten Dispositionen für die Kundgebung am Abend zu treffen, da fällt mein Blick auf eine breite gewöhnliche Axt zum Holzschlagen, die hinter seinem Schreibtisch steht. Sie fällte den ersten Baum auf jenem mitten im Wald an der Autobahn gelegenen riesigen Flugfeld, das in Zukunft als deutscher Weltflughafen im Westen dienen wird, zahllose Flugzeuge und in einer besonderen Halle auch den nach Südamerika verkehrenden neuesten

Riesenzeppelin beherbergen wird. So werden sich Luftschiff, Flugzeug und Reichsautobahn hier berühren und ihre Passagiere aneinander abgeben. Chilenen, Brasilianer, Argentinier, Nordamerikaner werden von ihrer Heimat mit deutschen Zeppelinen und schließlich mit dem Flugzeug oder auf Adolf Hitlers Straßen in kürzester Zeit im Brennpunkt Europas sein.

Für diesmal müssen die Maschinen des Führers noch auf dem alten Frankfurter Flughafen landen. Es ist gegen 6 Uhr abends. Die Sonne steht als matt leuchtender Ball tief im Westen, als erst die Begleitmaschine und dann als zweite Maschine die D 2600 mit dem Führer aufsetzt. Ein kleines Mädel überreicht Blumen, dann schreitet der Führer die Ehrenkompanien des Heeres und der Luftwaffe ab. Unsere Rundfunksprecher sind auf Draht. Im Vorübergehen höre ich ein paar Sätze und merke gleich, daß der Funkbericht sitzt. Die Arbeit von heute früh hat sich gelohnt.

Vor der Wohnung des Gauleiters wartet eine dichte Menschenmenge, um den Führer zu begrüßen. Geht irgendwo in einem Zimmer Licht an, oder wird hinter den Fenstergardinen auch nur ein Schatten sichtbar, so setzt ihr Sprechchor ein: Wir wollen unsern Führer sehen! Es ist ein ohrenbetäubender Lärm, der den besten Absichten entspringt. Aber der Führer muß dabei Besprechungen erledigen und Ferngespräche führen. Die

knappen Stunden, die ihm jetzt während des Wahlkampfes für seine Regierungsgeschäfte frei bleiben, verlangen größte Konzentration und Ruhe. So ist der Führer gezwungen, seine Besprechungen und Telefonate in ein dunkles, unbeleuchtetes Zimmer der Gauleiterwohnung zu verlegen. Dort erkennt ihn in dem Dämmerlicht niemand mehr von draußen, die Menschen glauben, daß er sich in den hinteren Räumen befindet, und geben nun endlich etwas Ruhe, so daß der Führer arbeiten kann.

Gegen 8 Uhr verständige ich Intendant Fricke telefonisch über das Programm, Gauleiter Sprenger fährt zur Stadthalle, um die Versammlung zu eröffnen, und der Führer kommt zu uns ins Zimmer, um Rundfunk zu hören. Draußen setzen die Sprechchöre wieder ein. Obergruppenführer Brückner bittet uns, den Führer allein zu lassen. Adolf Hitler winkt ab: „Das ist nicht nötig, nur dreinreden darf keiner." Nun erlebe ich, mit welcher Konzentration und Schnelligkeit der Führer arbeitet. Er nickt Frau Sprenger freundlich zu, die ihm gegenübersitzt, hört die Rede des Gauleiters im Radio ab und notiert sich gleichzeitig auf kleinen steifen Kärtchen einige Stichworte für eine große, umfassende politische Rede. Nach zehn Minuten ist alles beendet, und der Führer ist nur noch aufmerksamer Zuhörer. Gegen 8.30 Uhr fährt der Führer in

die Stadthalle. Nach Karlsruhe spricht der Führer hier zum zweiten Male auf befreitem, wieder mit allen deutschen Hoheitsrechten ausgestattetem Boden. Die Kundgebung hat ihren besonderen Charakter durch die Teilnahme der Wehrmacht. Als der Führer das weit vorgebaute Podium, das in der riesigen Kuppelhalle zehn oder fünfzehn Meter hoch über den Menschen steht, zu seiner Rede betritt, da nimmt hinter ihm die älteste Sturmfahne des Gaues aus dem Jahre 1922 Aufstellung. Drei alte Parteigenossen mit dem goldenen Ehrenzeichen auf dem schmucklosen Braunhemd sind ihre Träger. Links und rechts von den alten, über ein Jahrzehnt bewährten Bannerträgern der Partei haben Platz genommen: der Reichskriegsminister Generaloberst v. Blomberg, General der Artillerie v. Fritsch, Admiral Raeder, General der Flieger Göring und seine Staatssekretäre Milch und Körner. Dutzende von hohen Offizieren, die Kommandierenden Generäle der Zone und hohe Würdenträger der Partei sitzen im Block dahinter. So trägt diese Kundgebung die Verbundenheit von Partei und Wehrmacht ganz besonders zur Schau. Eindringlich sprechen die Parolen von den Stirnseiten der geschmückten Festhalle zu uns:

„Jede Stimme am 29. März ist eine Waffe für den Frieden."

„Mit Adolf Hitler steht und fällt Europa."

Aber es mahnt uns auch noch ein anderes Transparent:

„Waffenloses Deutschland — Not
Waffenstarkes Deutschland — Brot.“

Diese Parole umschreibt den Sinn der Führerkundgebung im befreiten Frankfurt am deutlichsten.

Der Führer spricht zum deutschen Volk, aber ebensogut zu ganz Europa, wenn er sagt:

„Vom ersten Tage meines Ringens um Deutschland an habe ich um die Zustimmung und das Vertrauen meines Volkes gekämpft. Ich habe nicht die Demokratie beseitigt, sondern sie vereinfacht, indem ich mich nicht zur Zuständigkeit der siebenundvierzig Parteien, sondern zur Zuständigkeit des deutschen Volkes selbst bekannte! Dort liegt die Quelle meiner Kraft! Und aus ihr allein soll unserem Regime die Stärkung kommen, die es benötigt, um seine Aufgabe zu meistern! Ich habe diese sechzehn oder siebzehn Länderfahnen beseitigt und eine einzige an ihre Stelle gesetzt um damit Deutschland zu geben, was alle Völker der Welt besitzen.“*

Ein stürmisches, hunderttausendfaches „Ja“ antwortet dem Führer, als er fragt:

„Deutsches Volk, willst du, daß zwischen uns und Frankreich nun endlich das Kriegsbeil begraben wird und Friede und Verständigung eintritt? Willst du

das, dann sage „ja". Und man soll dann auch auf der anderen Seite dieselbe Frage an das französische Volk richten. Und ich zweifle nicht: es will genau so die Verständigung, und es will genau so die Versöhnung.

Ich werde das deutsche Volk dann weiter fragen: „Willst du, daß wir das französische Volk unterdrücken oder minder berechtigen sollen?" Und es wird sagen: „Nein, das wollen wir nicht!" Dann sollen sie drüben ebenfalls die Frage an das Volk stellen, ob es will, daß das deutsche Volk weniger Recht haben soll in seinem eigenen Hause als jedes andere. Und ich bin der Überzeugung, auch das französische Volk sagt: „Nein! — das wollen wir nicht!"*

Unaufhörlich kämpft so der Führer für den Gottesfrieden zwischen den beiden Völkern und tritt der lügnerischen Theorie von einer Erbfeindschaft zwischen Deutschen und Franzosen entgegen. Zugleich aber tritt er ebenso fanatisch und entschlossen für den Schutz der deutschen Hoheit und für die absolute und vollkommene deutsche Gleichberechtigung ein.

„Nun, deutsches Volk, nach drei Jahren stelle ich mich jetzt freiwillig dir wieder, nun gib dein Urteil ab. Ich werde deine Entscheidung ansehen als des Volkes Stimme, und in dieser heutigen Welt wird

dieses Volkes Stimme für mich dann Gottes Stimme sein.“**

Da bricht ein solcher Sturm der Begeisterung los, daß in ihm schon das Gottesurteil beschlossen liegt: Ein vielmillionenfaches „Ja“ des deutschen Volkes zu Adolf Hitler, ein vielmillionenfaches „Ja“ zum europäischen Frieden.

Spät in der Nacht, als unser Sonderzug schon wieder hundert oder zweihundert Kilometer nördlich von Frankfurt auf einer kleinen Zwischenstation hält, läßt mir Intendant Fricke telefonisch aus Frankfurt melden:

„Französische Sender haben heute nacht darauf verzichtet, die Führerrede in der üblichen Weise zu zerpflücken und anzugreifen.“

Zum ersten Male!

Frankreich, willst du den Weg der europäischen Vernunft am Ende gemeinsam mit Deutschland gehen? Oder war es nur die Schwäche unseres Siebzehn-Kilowatt-Senders Frankfurt, die es Herrn Mandel als überflüssig erscheinen ließ, eine besondere Zersetzungspropaganda zu organisieren?

Auf ostpreußischer Erde

Mittwoch, 18. März 1936.

Von Frankfurt am Main bis nach Königsberg sind es tausend Kilometer. So groß und noch größer ist Deutschland. Zwischen Ostpreußen aber und dem übrigen Reich liegt der Polnische Korridor. Wie ein von fremder Völkerflut umbrandetes Eiland liegt diese östlichste Provinz des Reiches da drüben, so fern den gesegneten Gefilden des Rheins, den Bergen Bayerns, dem geschäftigen Leben der Reichshauptstadt.

Zudem in der Vergangenheit für die Systemparteien immer eine unbequeme Mahnerin. Denn fest verwurzelt sind die Menschen dieser Provinz in ihrem Boden. Hier prallten alle Versuche des Marxismus wirkungslos ab, hier war noch eine gesunde, bäuerliche Bevölkerung, die man nicht mit Lügen einfangen konnte. So erschien Ostpreußen den Systemparteien bis 1932 als eine beständige Bedrohung ihrer Politik. Zugleich aber war diese verlassene deutsche Insel im Osten eine ewige Mahnerin an die Wehrlosigkeit des Reiches. Denn wie sollte jemals dieses vom Reich getrennte alte deutsche Ordensland mit den unzulänglichen Mitteln und Waffen verteidigt werden, die uns das Versailler Diktat belassen hatte!

Ostpreußen „reaktionär".

Und Ostpreußen wehrlos.

Das war neben aller Wirtschaftsnot und dem langsamen Bauernsterben die Bilanz der Systemzeit. Bis Adolf Hitler seinen Siegeszug durch Ostpreußen antrat. Da brach die Lüge von der reaktionären Provinz zusammen, denn sie wurde fast über Nacht des Reiches revolutionärste. Adolf Hitler kam, und Ostpreußen fiel ihm zu. Das war im Jahre 1932, als Ostpreußen sich mit absoluter Mehrheit für Adolf Hitler entschieden hatte. Weil seine gesunden, starken, klugen Menschen in ihm den gesunden, starken und klugen Führer erkannten, der allein das Ruder des Reiches in so gefährlichen Zeiten würde führen können.

Etwa ein Jahr später, am 4. März 1933, durfte dann Ostpreußen das Schlußsignal in dem großen Wahlkampf um die innere politische Macht in Deutschland geben. Am 4. März, abends, gab Dr. Goebbels seinen wundervollen Bericht vom deutschen Erwachen von Königsberg aus über alle Sender. Dann sprach der Führer im Haus der Technik. Ganz Ostpreußen und Millionen im Reich hörten in schweigender Ergriffenheit den letzten Aufruf des Führers zur Entscheidung. Die Freiheitsfeuer leuchteten von Nord nach Süd durch alle deutschen Gaue, und das Läuten der Glocken beschloß damals den Tag der erwachenden

Nation. Am Morgen darauf gab der Führer selbst sein Urteil und seine Stimme auf Ostpreußens Erde ab, am Abend wußten wir, daß das deutsche Volk sein Vertrauen dem Führer und seiner Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei ausgesprochen hatte.

Nun waren wir am 18. März 1936 abermals in Königsberg. Als erste Provinz des Reiches war Ostpreußen unter seinem Gauleiter und Oberpräsidenten Koch von dem schleichenden Gift der Arbeitslosigkeit befreit worden. Stark, geschützt, wehrhaft, von Arbeit und Leben durchflutet, bietet die Wirtschaft sich heute dar, drei Jahre nach der nationalsozialistischen Machtergreifung, vier Jahre nachdem sich ganz Ostpreußen, einem feindlichen System trotzend, mit absoluter Mehrheit zum Führer bekannt hatte.

Meine Rundfunkleute haben schon alle Vorbereitungen in der Stadt zur Übertragung der Kundgebung getroffen. Es wird ein Staffelbericht gegeben, bei dem die sogenannte „Konferenzschaltung" verwendet wird. Während die Führerkolonne durch die Stadt fährt, sollen gewissermaßen wie bei einer Stafette verschiedene Übertragungsstellen hintereinander eingeschaltet werden. Die erste befindet sich am Bahnhof, die nächste dann am Schloß, weitere in der Innenstadt, die vorletzte vor dem Schlageterhaus und die letzte im Schlageterhaus selbst. Diese Stellen sind nun teils

durch Drahtleitungen, teils drahtlos so miteinander verbunden, daß jeder auf einer Stelle tätige Sprecher entweder die Befehle abhören kann, die der Übertragungsleiter Boese in der Zentrale für ihn gibt, oder aber, daß er die Sendung abhören kann, die über den Reichssender Königsberg herausgeht. Ebenso kann er mit seinem Mikrophon entweder eine Mitteilung an einen Sprecher geben, die nur in der Zentrale abgehört werden kann, oder er spricht in dasselbe Mikrophon einen Funkbericht hinein, der über den Reichssender Königsberg ausgestrahlt wird. Das setzt natürlich ein recht kompliziertes Schaltungssystem voraus, bei dem es auch einmal Fehler geben kann. Insbesondere wenn nun dieses zweifache Schaltungsnetz mit einem dritten elektrischen System verbunden wird, nämlich mit den Lautsprecheranlagen der Stadt.

Der technische Leiter des Deutschlandzuges der Reichspropagandaleitung hat bei allen diesen Kundgebungen die Aufstellung der Lautsprecheranlagen vorzunehmen oder zu überwachen. Die ganze voraussichtliche Anfahrtsstraße des Führers vom Bahnhof zum Schlageterhaus ist in kurzen Abständen mit Pilzlautsprechern bespickt, so daß die dort wartenden Massen die Rede des Führers im Schlageterhaus mit abhören können. Diese Maßnahme hat sich bei allen Kundgebungen als notwendig erwiesen, weil auch die größ-

ten Hallen und Versammlungslokale viel zu klein sind, um die Massen aufzunehmen, die den Führer sehen und hören wollen. Standartenführer Schäfer hat nun den stellvertretenden Reichssendeleiter Boese gebeten, für die Lautsprecheranlagen in der Stadt aus dem Funkhaus „Modulation“ zu geben, wie die Fachleute sagen, d. h. Staf. Schäfer wollte etwas „Musike“ auf seiner Lautsprecheranlage in der Stadt haben.

Boese hat zur Kontrolle noch einmal alle Sprecherstellen abgefahren. Alles hat vorzüglich geklappt. Er hat die Anweisung gegeben, jeder müsse mit Hörern auf dem Kopf vor seinem Mikrophon stehenbleiben, um auf jeden Anruf sofort eine Antwort geben zu können. In der Zentrale wieder angekommen, will Boese sich davon vergewissern, daß nun alles endgültig im klaren ist. Er ahnt nicht, daß inzwischen durch ein paar Schaltfehler alles unklar geworden ist. Er glaubt, er sei über die Kopfhörer mit den einzelnen Sprechstellen und Rundfunksprechern in der Stadt verbunden, so daß er ihnen jetzt dienstliche Befehle erteilen könne, und ruft zunächst den Sprecher Hellmis am Bahnhof an.

Hellmis hört seinen Namen und antwortet. Jedoch, jedoch — das Mikrophon von Hellmis ist nicht auf die Zentrale von Boese, sondern auf das Funkhaus geschaltet. Also hört Boese die Antwort nicht und ruft

zum zweitenmal: „Hallo, hallo, Hellmis, melden Sie sich!“

„Ja doch“, sagt Hellmis, „hier!“

In diesem Augenblick wird Hellmis klar, daß er den Anruf von Boese gar nicht über seine Kopfhörer, sondern über die neben ihm in der Straße stehenden Lautsprecher gehört hat. Zu gleicher Zeit merkt er mit Entsetzen, daß seine erneute Antwort: „Hallo, hallo, Boese, hier bin ich ja!“ offenbar von Boese nicht gehört wird, denn Boese brüllt schon wieder, diesmal im hohen Diskant:

„Ja, verflucht nochmal, Hellmis, habe ich Ihnen denn nicht gesagt, Sie sollen am Mikrophon bleiben?“ Inzwischen ist ganz Königsberg aufmerksam geworden. In den Straßen warten immerhin etwas über hunderttausend Menschen. Auch die Menschen vor dem Bahnhofplatz sind aufmerksam geworden und richten ihre Blicke auf den immer unruhiger werdenden Hellmis. Er antwortet noch einmal am Mikrophon: „Hallo, Boese, hallo, hören Sie mich?“

Aber Boese hört nicht, ahnt auch nicht, daß er über hundert Lautsprecher in ganz Königsberg mit Stentorstimme brüllt, und droht Hellmis demnächstige exemplarische Bestrafung und Nichtweiterbeschäftigung an, wenn sich so etwas noch einmal ereignet.

Mit einem Male merkt auch Boese, daß hier etwas nicht stimmen kann.

Er ahnt aber immer noch nicht, daß er nicht zu seinen fünf Rundfunksprechern, sondern zum Volk von Königsberg spricht. Der technische Leiter dieses ganzen Betriebes nun führt den schönen deutschen Namen Augustin. Also fängt Boese jetzt an zu brüllen:

„Hallo, Augustin, Augustin, da klappt doch was nicht!"

Worauf die Menschen auf den überfüllten Straßen im Sprechchor anfangen mitzurufen: „Hallo, Augustin, Augustin, da klappt doch was nicht!" Seitdem ist Augustin in Königsberg, das er vorher nie gesehen hat, und das ihn nie gesehen hat, die stadtbekannteste Persönlichkeit. Als Hellmis seinen Sprecherplatz nach der Kundgebung verläßt, ruft ihm die SA. hinterher: „Hallo, Hellmis, bleiben Sie am Mikrophon!" Und Augustin wird überall mit der Parole empfangen: „Augustin, Augustin, da klappt doch was nicht!"

Unser Sonderzug liegt inzwischen in der stillen, sorgfältig abgesperrten Bahnhofshalle. Die Lehren von Frankfurt am Main sind angewendet worden. Diese Reise ist schließlich für den Führer nicht einfach eine Reihe von Kundgebungen. Das ist nur das äußere Bild. Diese Propaganda und Volksaufklärung ver-

folgt den staatsmännischen Zweck, den Friedenswillen des Führers und des deutschen Volkes vor aller Welt zu demonstrieren.

Dazu allerdings bedarf es nicht nur Abend für Abend der Arbeit in den Massenversammlungen. Dazu gehört auch gleichzeitig die ganze Aufmerksamkeit, Klugheit und unermüdliche Arbeit des Staatsmannes Hitler. Das erfordert Zeit, Nerven und — Ruhe. Schließlich kann der Führer nicht immer, um sich vor dem Jubel seiner Volksgenossen zu schützen, im verdunkelten Zimmer, wie in Frankfurt am Main, seine Arbeiten erledigen. Die Menschen, die dem Führer zujubeln, sobald sie ihn nur irgendwo sehen oder ihn in einem bestimmten Raum vermuten, können ja auch nicht wissen, daß der Führer auf dieser Reise unendlich viel mehr zu tun hat, als nur zu reisen, zu sprechen und wieder zu reisen.

Auf dem Wege nach Königsberg hat Brigadeführer Schaub vom fahrenden Zug aus eine Reihe von kleinen Päckchen auf verschiedene Bahnsteige geworfen. Das waren dringende Telegramme mit dem Auftrag, den Zug von der Reichskanzlei aus auf der nächsten Station anzurufen, die sofort aufgenommen werden, und auf die Schaub schon bei der Ankunft in Schneidemühl, als der Zug hält, die Antwort bekommt.

Zugleich erhalten wir Nachricht, daß Botschafter

von Ribbentrop gegen Mittag nach London geflogen ist. Während Adolf Hitler hier in den Massenversammlungen um die Seele des deutschen Volkes und um das Ohr der Welt kämpft, schiebt er zugleich seine Figuren auf dem glatten Schachbrett der internationalen Diplomatie vor, Zug um Zug, und bietet den Kriegshetzern der Welt immer von neuem Schach. Er betrachtet ihre politischen Intrigen ruhig und aufmerksam und teilt für jeden Hieb zwei aus.

Bald antwortet er selbst mit einer eindeutigen Erklärung in einer Massenkundgebung an die Adresse jener „kleinen, schlechten Politiker", die Europa in ein neuerliches Chaos stürzen wollen, und sagt ihnen über den Rundfunk, so daß sie es mithören können, daß die schlechten Staatsmänner vergehen, die Völker aber bestehen werden. Bald antwortet er mit einer Rede Ribbentrops, mit einer diplomatischen Note, einem deutschen Memorandum, einem Zeitungsinterview und lädt ausländische Journalisten ein.

In wenigen Stunden wird Ribbentrop in London vor den Delegierten des Völkerbundes seine Rede halten. Der Führer selbst hat in der vorhergehenden Nacht in Berlin bis 4 Uhr morgens gearbeitet und diktiert.

Konferenzen mit Ribbentrop, mit Außenminister von Neurath, Ferngespräche mit dem deutschen Bot-

schafter von Hoesch* in London, Besprechungen mit den Reichsministern Goebbels und Göring und ein Dutzend andere Arbeiten und Notwendigkeiten jagen einander und verfolgen den Führer unablässig auch auf seinen Reisen und Flügen kreuz und quer durch Deutschland.

Außer von Ribbentrop, der bereits mit seiner Maschine in London sein wird, fehlt heute noch Obergruppenführer Brückner im Zuge. Er, Hauptmann Wiedemann und eine Sekretärin des Führers sind mehr oder weniger schwer erkrankt. Der Führer erkundigt sich besorgt nach dem Gesundheitszustand aller, er fragt die mitreisende Sekretärin, ob sie das viele Reisen und die fortwährende Nachtarbeit aushält, und lädt sie selbst an seinen Tisch ein zum Mittagessen, weil sie durch einen Zufall ganz allein sitzt. Ja, er, der fast nie Befehle gibt, hat neulich nachts seinen getreuen Schaub einfach befehlsmäßig ins Bett abkommandiert. Denn auf den Schultern von Schaub lastet nun naturgemäß eine Riesenarbeit; er ist sein eigenes Reisebüro, sein eigenes Kursbuch und zugleich politischer Sekretär des Führers. Das alles hängt miteinander zusammen. Wenn der Zug vor einer Station irgendwo die Bremsen anzieht und dann zum Halten kommt, so hat der damit beauftragte Beamte bereits die Kabel ausgeworfen, andere haben die Kabelan-

* Im April 1936 verstorben.

schlüsse hergestellt, und eine Minute später kann der Führer mit Berlin oder einer anderen Zentrale des Reiches ein Ferngespräch führen, empfängt Depeschen aus Berlin, Paris, London, erreicht seine Beauftragten und ist über den neuesten Stand der Verhandlungen und der diplomatischen Gefechte informiert. Das alles setzt eine Riesenorganisation, ein minutiöses Arbeiten voraus, und dieses exakte Räderwerk einer sich durch das ganze Reich ziehenden geheimnisvollen Organisation liegt in den Händen von Schaub. Da der Führer alle seine Mitarbeiter als Kampfgefährten und Kameraden schätzt und behandelt, so verfolgt er auch fortwährend ihr menschliches Wohlbefinden und ihre Leistungsfähigkeit, und so hat er eben eines Nachts den Befehl gegeben: Schaub, ins Bett. Was zuviel ist, ist zuviel, und einmal muß der Mensch schlafen.

Bei den anderen jedenfalls denkt der Führer nach diesem Grundsatz. Bei sich selbst? Da bringt er seinen mitreisenden Arzt, der die Reichskanzlei und das ganze Begleitkommando ärztlich betreut, immer wieder in tausend Sorgen. Wie ein Feldherr sich vor der Schlacht einen Hügel sucht, um das Gelände überblicken zu können, so bezieht Dr. Haase zwei Meter quer gegenüber dem Führer pünktlich im Speisewagen seinen Sitzplatz und verrät mir unter der Hand, daß er von da aus dem Führer am besten auf den Teller gucken kann. Und

so weit ist der Arzt nun doch zufrieden: Wenn Adolf Hitler auch kein Fleisch ißt, keinen Wein und kein Bier trinkt und niemals raucht, so hat er doch während der ganzen Reise ununterbrochen den besten Appetit und übrigens auch die beste Stimmung. Einmal sagt er zu Dr. Goebbels:

„Es ist ja etwas viel, gleichzeitig diese politisch hochgespannte Atmosphäre zu meistern und die Kundgebungen durchzuführen. Aber", und er lacht über das ganze Gesicht und klopft mit dem Knöchel auf die Tischplatte, „meine Nerven verliere ich nicht und werde ich niemals verlieren."

Jedenfalls kann der Führer auf dem abgesperrten Bahnhof in Königsberg seine Arbeiten und Konferenzen bis zum Beginn der Kundgebung in Ruhe erledigen. Als er dann allerdings den Tunnel durchschreitet und in die Vorhalle eintritt, da setzt ein schlagartiger Jubelruf ein. Der Führer ist in seinen Wagen gestiegen, der Wagen rollt bereits an, wir müssen rennen, um in unseren Wagen Platz zu bekommen, Presse, Foto und Rundfunk sitzen kameradschaftlich zusammen. Bei der raschen Abfahrt gibt es in der gedrängt stehenden Volksmenge einige Verwirrung, wie wir aus den Zurufen heraushören. Der Reichspressechef Dr. Dietrich, in der schwarzen Uniform der SS., wird von einigen für den Reichsführer Himmler,

Foto-Hoffmann für Hermann Göring gehalten. Wir rufen lachend Grüße und aufklärende Worte zurück, und ununterbrochen rollt die Kolonne weiter in die innere Stadt von Königsberg herauf. Am alten Krönungsschloß der preußischen Könige, dann am Rathaus vorbei, geht es durch immer dichter werdende Menschenmassen die bergige Straße hinauf. SA., SS. und Kraftfahrkorps haben die Absperrung übernommen, dann stehen wohl kilometerlang dreifache Reihen von Soldaten des Reichsheeres und der Fliegertruppe. Da ich voraussehe, daß Emigranten sich mit Triumphgeheul auf diese Schilderung stürzen werden, um dann mit Posaunenstößen zu verkünden, daß Adolf Hitler bei seinen Fahrten durch Deutschland, so wie einst der Zar von Rußland, durch eine dreifache Eskorte von Soldaten geschützt werden müsse, so möchte ich mir auch noch eine Bemerkung über die Ursache für die Aufstellung dieser dreifachen Soldatenkette erlauben. Die jungen Truppen in Königsberg wollten nämlich auch — dabei sein. Die jungen Soldaten wollten auch, während ihre Kameraden der SA., SS. und des Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps Spalier bildeten — den Führer sehen. Wenn man sie alle in einfacher Kette an der Straße aufgebaut hätte, dann wäre durch ihre große Zahl für die traditionellen Verbände der Partei überhaupt nichts abzusperren ge-

wesen und kein Platz mehr übriggeblieben. So mußten die Soldaten sich mit einem Drittel der Spalierlänge begnügen und nun dort in dreifacher Reihe hintereinander Aufstellung nehmen.

Hinter allen Fenstern an der Straße brennen Kerzen und beleuchten flackernd die freudig erregten Gesichter der Darübergebeugten. Stärker und stärker brandet der Jubel auf, bis wir vor der breiten, hell angestrahlten Versammlungshalle aus dem Wagen springen. Auf der Stirnseite der Halle prangt in Goldbuchstaben die Inschrift: Schlageterhaus. Vor der Halle stehen zwei mächtige Flammenschalen, deren breites, gelbes Feuer von einem heftigen Nachtwind hin und her gewirbelt wird. Links ist SA. angetreten, der Wind bläht eine Sturmfahne auf, und ich lese im Vorbeischreiten auf dem blutroten Tuch den Namen eines Ermordeten: Fritz Tschierse. Er fiel am 25. Mai 1931 von kommunistischer Mörderhand. Nun trägt die Fahne und der Sturm seinen Namen, und er ist den Kameraden auf ewig ein leuchtendes Beispiel des fanatischen Glaubens an Adolf Hitler.

Über den Köpfen der zwölf- oder fünfzehntausend Menschen im Schlageterhaus hängt ein riesiges Transparent mit der Inschrift: „Unsere Losung heißt Kampf!“

Wie in einem inneren Zusammenhang damit beginnt der Führer in dieser Rede ausführlich die Not-

wendigkeit seines innerpolitischen Handelns in den letzten drei Jahren zu erläutern:

„Nur aus der Verbindung mit dem Volke kann die Kraft kommen für ein Regime, das einer Aufgabe gegenübergestellt ist wie der unsrigen. Diese Aufgabe konnte und kann nur gelöst werden durch die Zusammenfassung aller Kräfte zu einer Kraft, allen Willens zu einem Willen, allen Handelns zu einer Tat.

Wann ist jemals in drei Jahren deutscher Geschichte mehr und Besseres geleistet worden als in den Jahren 1933 bis jetzt? Welche Einmütigkeit bietet heute diese geschichtlich so oft zerrissene Nation? Welches Bild bietet heute dies Volk in seiner Geschlossenheit, in der Macht seines Willens und in der Stärke seines Glaubens. Was durch diese wunderbare Kraft in diesen drei Jahren Deutschland an Nutzen erwachsen ist, kann kaum abgeschätzt werden.

Das deutsche Volk hat ein anderes Gesicht bekommen. Diese Millionen haben einen anderen Glauben erhalten. Früher ging von ihnen aus eine Welle des Verzagtseins und der Verzweiflung, der Lethargie, der Gleichgültigkeit und der Hoffnungslosigkeit. Jetzt strahlt aus ihnen diese stolze Zuversicht, dieser fanatische Glaube: Deutschland lebt und wird nicht zugrunde gehen.

Diese Zuversicht hat im deutschen Volke wieder das

Verständnis geweckt für die Empfindungen der Ehre und der Freiheit. Ehre und Freiheit aber sind die Voraussetzungen für eine erfolgreiche Gestaltung der außenpolitischen Beziehungen des Volkes."*

Im zweiten Teil seiner Rede zerpflückt der Führer dann das Vertragswerk von Versailles, das angeblich eine neue Weltordnung begründen sollte, indem es das Selbstbestimmungsrecht der Völker und einen allgemeinen Bund der Nationen als Grundlage des allgemeinen Friedens prophezeite, aber die Voraussetzungen eines solchen Bundes von vornherein zerstörte. Hat man nicht den Deutschen das Selbstbestimmungsrecht verweigert, deutsche Volksgebiete vom Reich losgerissen und sich eingebildet, über die Realität des deutschen Volkes könne man zur Tagesordnung übergehen? Hat man nicht die Idee einer neuen Weltordnung am schwersten damit verletzt, daß man von Anfang an die Welt in Sieger und Besiegte, in erstklassige und zweitklassige Völker eingeteilt hat?

„Es ist unmöglich", so sagt der Führer, „einen Bund der Nationen aufzubauen auf dem Buchstaben eines Vertrages, der die Völker zerreißt in verschieden gewertete Klassen von Nationen. Was wir erstreben, ist die Ersetzung dieser aus Haß geborenen Völkerzerreißung durch eine höhere Vernunft der Völkervereinigung und Völkerzusammenfügung. Es ist die Auf-

gabe einer wirklich politischen Führung, den natürlichen Lebensanspruch der Nationen im einzelnen zu sehen und ihm in vernünftiger Weise nachzugeben, statt zu versuchen, ihn zu vergewaltigen."*

„Ich biete", so sagt der Führer, „und hinter mir steht dann geschlossen ein ganzes Volk — den anderen Völkern die Hand zur Versöhnung und zur Verständigung. Wer es dann vor seinem Gewissen verantworten kann, diese Hand, in der sich achtundsechzig Millionen Menschen vereinigen, zurückzustoßen, der soll dann die Verantwortung vor der Geschichte übernehmen!"*

Und unter unbeschreiblichem Jubel bittet nun der Führer dieses deutsche Volk, sein Urteil abzugeben. Er erinnert dabei an die Verständigung mit Polen und erklärt:

„Ich habe mich bemüht, die Basis für eine Verständigung zu finden. So wie es mir hier im Osten gelang, tiefe Gegensätze allmählich zu mildern und ein Verhältnis zu finden, das zwei Völkern das Nebeneinanderleben für die Zukunft immer erträglicher gestalten soll, so bemühte ich mich, dasselbe auch nach Westen hin zu erreichen."**

„Deutschland hat keine Eroberungswünsche in Europa. Deutschland hat nicht die Absicht, irgend jemand in Europa etwas zuleide zu tun. Es hat aber

auch nicht die Absicht, noch irgendein Leid in Zukunft zu erdulden!"*

Die schwerblütigen, verhaltenen Menschen der ostpreußischen Erde sind nicht wiederzuerkennen. Männer und Frauen springen von den Stühlen auf, Jugend und SA. rufen im Sprechchor ihr „Sieg-Heil", die erhobenen Arme wogen wie Wellenschlag grüßend auf und nieder. In den Straßen der alten Festungsstadt sind die Führerworte über unzählige Lautsprecher mitgehört worden, und bei der Rückfahrt zum Bahnhof begleitet uns ein ununterbrochenes Jubelrufen.

Dann haben wir noch eine kleine persönliche Freude. Wir haben uns bei der Durchfahrt durch den Polnischen Korridor ein paar Hetzblätter, die unter der Leitung von Juden und Emigranten in Paris und Prag erscheinen, mitgenommen. Nun lesen wir mit allgemeiner Heiterkeit nach diesen vier wunderbaren Führerreden, die wir in Karlsruhe und München, in Frankfurt und Königsberg miterlebt haben, daß der Führer schwer krank sei und nach den neuesten Meldungen überhaupt nicht reden könne. Als Chefredakteur zeichnet Herr Georg Bernhard. Wenn es nicht um das Porto zu schade gewesen wäre, dann hätten wir ihm ein Telegramm geschickt, daß der Führer mindestens so lange gesund bleibt, als er sich nicht über Herrn Georg Bernhard kranklacht.

Triumphfahrt durch Hamburg

Freitag, 20. März 1936.

Abfahrt vom Lehrter Bahnhof in Berlin. Lebhafte Verabschiedung durch Berliner Volksgenossen, die sich irgendwie auf irgendwelchen Umwegen findig und hell auf den Bahnsteig gemogelt haben. Der Zug hält zum ersten Male in Wittenberge. Da sehen wir aus dem Zugfenster hinaus, wie es mitunter einer Absperrkette gehen kann. Acht oder zehn SA.-Männer haben den Bahnsteig quer abgesperrt, so daß die Tausende von wartenden Menschen nicht nach vorn zum Führerwagen durchkommen. Unmittelbar vor unserem Fenster steht eine junge Mutter und winkt nach vorn zum Führer, mit breitem, lachendem Mund. Die Zähne blitzen. Sie trägt ein Kind auf dem Arm, ein kleines Mädel mit langen Zöpfen. Daneben stehen weißhaarige Landfrauen, Bauern und Landarbeiter und viel Jugend. Ganz vorn drängelt sich eine Rotte BDM.-Mädel. Von hinten wird kräftig geschoben, und mit einem Male ist kein Halten mehr. Die acht oder zehn Mann Absperrung weichen, erst noch mit aller Kraft Widerstand leistend, dann hoffnungslos

in die Flucht geschlagen von dem BDM. (und den zweitausend Menschen dahinter). Die Kette zerreißt, acht Männer stehen isoliert zwischen zweitausend Menschen. Mit einem Geschrei ohnegleichen hastet alles nach vorn zum Führerwagen. Der Führer öffnet sein Fenster, winkt ihnen zu, im Nu sind auch die Zäune von der Jugend besetzt, und nun erleben wir minutenlang, bis der Zug wieder abfährt, ein ununterbrochenes Heilrufen und eine einzige begeisterte Kundgebung. Nach unserer Abfahrt macht der Bahnhofvorstand Bilanz. Er hat an diesem Nachmittag vielleicht fünfmal soviel Bahnsteigkarten verkauft wie sonst im ganzen Jahr.

Als wir in Hamburg über die Station Berliner Tor einfahren, stehen auch dort schon wieder jubelnde Menschen. Die Fahrt geht an roten, steilen Backsteinbauten vorbei, deren Fenster mit Winkenden besetzt sind. Dann fahren wir im Auto durch dichte Menschenmauern zur Hanseatenhalle. Es geht durch die früheren „roten" Viertel hindurch. Mietskaserne neben Mietskaserne, meistens vier-, fünf- und sechsstöckig. Die Menschen stehen gerammelt dicht auf den Straßen, in den geöffneten Fenstern erblicken wir zehn, zwölf, fünfzehn Köpfe neben- und übereinander. Die Balkone sind so dicht besetzt, daß man meint, sie müßten herunterbrechen, und selbst von den Rändern

und Giebeln der Dächer werden noch im Licht der Scheinwerfer Köpfe und grüßende Arme sichtbar. Es geht den Heidenkampsweg entlang. Transparente, Girlanden und Fahnen schmücken die Straßen. An den Mietskasernen haben die Bewohner Aufschriften aufgehängt:

„Wir schützen die Welt vor dem Bolschewismus."

Diese deutschen Arbeiter wissen, daß der Weg zu Freiheit und Brot und zum wahren Sozialismus allein unter Adolf Hitlers Führung beschritten werden kann.

An einer Ecke steht ein mächtiges Fabrikgebäude, die Belegschaft hat eine Schrift auf der Frontseite angebracht, welche den wirtschaftlichen Aufstieg und die Arbeitsbeschaffung im Dritten Reich sinnfälliger dokumentiert als lange Statistiken: „Unsere Gefolgschaft hat sich im Dritten Reich verdoppelt." Das wirkt. Das ist nicht in einem statistischen Amt ausgerechnet worden, das weiß die Gefolgschaft selbst! Viele Häuser sind mit riesigen, von Scheinwerfern und Lampen angestrahlten Führerbildern geschmückt. Der Billhorner Röhrendamm ist ein einziges Meer von Fahnen.

In der weiträumigen, hellen Hanseatenhalle eröffnet Reichsstatthalter und Gauleiter Kaufmann die Kundgebung mit den zum Führer gesprochenen Worten:

„Der Jubel von Hunderttausenden von Hamburgern mag Ihnen, mein Führer" — hier wird der Gauleiter minutenlang von Heilrufen unterbrochen — „ein Beweis dafür sein, daß die Herzen der Hamburger Ihnen gehören" — erneuter Jubelsturm — „in schlechten und guten Tagen." Kaum daß der Gauleiter die vier Worte zu Ende sprechen kann:

„Es spricht der Führer."

In die laute Kundgebung der Volksgenossen hinein sagt der Führer: „Es ist schade, daß die Staatsmänner, aber auch die Völker der anderen Welt nicht einen Blick in das heutige Deutschland werfen können."**

Die Masse versteht den Wink an die Adresse der fremden Staatsmänner sofort und antwortet mit lautem Händeklatschen, und der Führer erläutert seinen Gedanken so:

„Sie würden dann, glaube ich, von ein paar Irrtümern geheilt werden.

Erstens dem Irrtum, daß dieses Volk unter einer Diktatur schmachtet, die es unterdrückt und knebelt.

(Lautes Lachen.)

Und zweitens von dem Irrtum, zu glauben, daß man mit diesem Volk machen kann, was man machen will."**

(Tosender Beifall.)

Diese Worte sind des Führers erste Antwort auf die Pläne der restlichen vier Locarno-Mächte, die soeben in London in Form eines Weißbuches veröffentlicht worden sind. Darin heißt es, daß Deutschland den Artikel 43 des Versailler Vertrages gebrochen und den Locarno-Vertrag verletzt habe.

Deshalb würden die Locarno-Mächte sogleich ihre Generalstäbe anweisen, um untereinander in Verbindung zu treten. Sie „laden" die deutsche Regierung ein, jede Entsendung von Truppen oder Kriegsmaterial in die im Artikel 42 des Versailler Vertrages bezeichneten Zonen sofort einzustellen. Die militärähnlichen Verbände (SA., SS., Arbeitsdienst und andere Organisationen) müßten in demselben Zustand wie vor dem 7. März 1936 bleiben. Keinerlei Befestigungsarbeiten und keine Vorbereitung des Bodens dürfen vorgenommen werden.

Flugplätze dürfen nicht angelegt, ausgestattet oder verbessert werden.

Die Locarno-Mächte verpflichten sich ferner, für die gleiche Zeitdauer alle notwendigen Maßnahmen zu unternehmen, die geeignet sind, erstens eine internationale Truppenmacht zu schaffen, die in einer begrenzten Zone (auf reichsdeutschem Hoheitsgebiet! wohlgemerkt!) stationiert werden soll, und zweitens eine internationale Kommission zu schaffen.

Erst unter diesen Voraussetzungen soll dann über die im Memorandum der deutschen Regierung vom 7. März 1936 gemachten Vorschläge verhandelt werden.

Soweit das englische Weißbuch.

Die Locarno-Mächte glauben noch das Deutschland von 1918 vor sich zu haben!

Der Führer gibt ihnen in Hamburg eine Antwort, zu der die versammelten Hunderttausend und zu der das ganze deutsche Volk nach jedem Satz ein lautes „Ja" rufen.

„Ich brauche die deutsche Nation, um mit ihr vor der ganzen Welt das Bekenntnis abzulegen, daß, ganz gleich, was kommen mag, wir auch nicht einen Zentimeter zurückweichen von unseren Gleichberechtigungsforderungen! Nicht weil wir eine Störung der europäischen Ordnung wollen, sondern weil wir überzeugt sind, daß eine dauerhafte Ordnung in Europa überhaupt nur denkbar ist unter der Voraussetzung gleichberechtigter Völker. Die Meinung, eine europäische Ordnung auf der Diffamierung eines Siebenundsechzigmillionenvolkes auf die Dauer gründen zu können, ist ungeschichtlich, ist wahnwitzig und eine Torheit."*

„Ich will nichts anderes, als daß dieses deutsche Volk in die europäische Gemeinschaft hineinwächst als

ein gleichberechtigtes Glied. Ich bedauere die Staatsmänner, die meinen, daß eine solche Mitarbeit am besten eingeleitet wird durch eine neue Diffamierung der deutschen Nation. Würden Sie über den Augenblick hinaussehen, über den vermeintlichen Erfolg von Tagen, Wochen oder Monaten, dann würden sie erschrecken in der Erkenntnis der notwendigen Folgen einer solchen ungeschichtlichen Handlung. Als der Führer der deutschen Nation und ihr verantwortlicher Sprecher und Leiter bin ich nicht in der Lage, auch nur einen Schritt zu tun, der mit der Ehre der deutschen Nation unvereinbar ist! Ich kann so handeln, weil ich weiß, daß in diesem Entschluß die ganze deutsche Nation hinter mir steht!

Wenn die andere Welt den Geist von Versailles noch nicht verloren haben sollte, die deutsche Nation hat ihn abgelegt, und zwar endgültig."

„Ich habe diese Wahl ausgeschrieben, damit alle sehen, daß nicht ich allein solche Ehrbegriffe besitze, sondern daß die ganze Nation sie ihr eigen nennt! Man soll auch sehen, daß ich nicht allein dieses Angebot zum Frieden mache, sondern daß ich es stelle im Namen dieser siebenundsechzig Millionen, aber auch, daß ich nicht allein beleidigende Zumutungen zurückweise, sondern daß das ganze deutsche Volk sich solche nicht bieten lassen will!"

„Aus dem Volke bin ich gewachsen, im Volk bin ich geblieben, zum Volk kehre ich zurück!"*

Zum Schluß dieser wundervollen, von leidenschaftlicher Zustimmung erfüllten Kundgebung legt der Führer dem Gauleiter Kaufmann beide Arme auf die Schultern, ergriffen von dem Eindruck der jubelnden Hunderttausende.

Auf der Rückfahrt durch die Stadt sind wieder alle Straßen von Menschen überfüllt. Auf dem spitzen Giebeldach einer kleinen Trinkhalle sitzen und stehen ein Dutzend BDM.-Mädel. Zwei kleine Mädel im blauen Rock und gelber Weste sind irgendwie durch die Absperrung mitten auf die Straße gekommen, der Führerwagen muß förmlich einen Haken schlagen, um sie nicht zu überfahren, und nun stehen sie in der doppelzeilig links und rechts von ihnen fahrenden Autokolonne ängstlich mitten auf der Straße und halten sich gegenseitig fest wie Hänsel und Gretel im Märchen. Vor dem Gebäude der Hamburger Turnerschaft von 1816 sind Männer und Frauen in weißer Turnkleidung angetreten und grüßen den Führer. Auf den Bahnsteigen, an denen alle fünf Minuten die Stadtbahnzüge vorbeirasen, herrscht ein so lebensgefährliches Gedränge, daß SS. im Laufschritt eingesetzt werden muß, um die Menschen zurückzuhalten und Unfälle auf den Gleisen zu verhüten. Glücklich

von der unter so dramatischen Umständen und mit so energischer Zustimmung des Volkes gegebenen Antwort auf das Memorandum der Locarno-Mächte fahren wir nach Berlin zurück.

Inzwischen will sich aber die mächtige Hanseatenhalle noch immer nicht leeren. Vorn, wo die Gänge zur Rednertribüne führen, stehen Tausende und aber Tausende von Menschen geduldig still und warten, und ganz, ganz langsam schiebt sich der gewaltige Strom nach vorn. Vielleicht hat ein Hitler-Junge das Signal zu dieser seltsamen Demonstration gegeben. Als der Führer geendet hatte und das Deutschlandlied und Horst-Wessel-Lied verklungen waren, da sahen wir ihn wie einen Panther durch die Sperrketten und zwischen den großen starken Männern hindurch auf das Podium springen und nach etwas greifen. Er hatte das Wasserglas, aus dem der Führer getrunken hatte, in seiner Hosentasche verschwinden lassen, und dann waren andere, mehr und immer mehr gekommen und hatten die Rednertribüne betreten.

Der Führer war schon längst aus der Halle, schon längst im Zuge, wir fuhren schon in der Gegend von Wittenberge, und die Uhr ging auf Mitternacht zu, da standen sie immer noch in der Hanseatenhalle, Tausende und Tausende hintereinander und schoben sich langsam wie ein menschlicher Wurm aus tausend Einzelleibern

über das Rednerpodium. Und jeder legte einmal die Hände auf das Pult, hinter dem der Führer gesprochen hatte, und dessen Kanten er mit seinen nervigen Händen förmlich geknetet hatte.

Was an diesem Pult nicht niet- und nagelfest war, das verschwand in dieser Nacht.

Am Ende wurden Holzsplitter mit Taschenmessern abgeschnitzt und abgebrochen, und unsere Rundfunkleute konnten nur mit Not und Mühe ihre Mikrophone vor der Begeisterung der Massen retten.

Keiner der so hinter dem Pult Vorbeiziehenden wollte ohne ein auch noch so kleines Erinnerungszeichen nach Hause gehen oder wenigstens einmal das Führerpult berührt haben.

Eine seltsame Prozession bis tief in die Nacht hinein!

Sonderflug zu Krupp

Sonnabend, 21. März 1936.

Um 1.38 Uhr nachts oder auch, wenn man will, morgens, trifft unser Sonderzug wieder auf dem Lehrter Bahnhof in Berlin ein. Noch eine kurze Besprechung mit Reichsführer Himmler auf der Straße. Dann fahre ich zum Hause des Rundfunks in Charlottenburg, und es geht in sausender Fahrt über die Avus, Berlins Autorennstraße, nach Hause. Ein paar Stunden Schlaf.

Zwei Minuten vor 9 Uhr morgens treffe ich wieder auf dem Flughafen Tempelhof ein. Heute fliegen die Führermaschinen nicht, heute machen wir mit einer Sondermaschine des Rundfunks einen dringend notwendigen Flug nach dem Westen. Am 27./28. März will nämlich der Führer in Essen und Köln sprechen. Diese Kundgebungen sind heute von uns vorzubereiten. Schlag 9 Uhr rollt die Maschine an und verläßt fast augenblicklich den Boden. Es ist eine Heinkel-Blitz mit der Aufschrift „Amsel" D—UKEK. Diese Maschinen haben nur einen Motor, eine ganz kurze Flügelspannweite, so daß sie fast in ein großes Zimmer hineingehen, einen schlank gebauten tropfenför-

migen Rumpf und eine kleine, runde Kabine wie ein Faß. Darin können vier Personen Platz nehmen. Die gesamte Maschine trägt also mit Pilot und Funker sechs Personen und entwickelt eine Geschwindigkeit von weit über dreihundert Kilometern in der Stunde. Sofort nach dem Start wird das Fahrgestell eingezogen, so daß alle äußeren Hindernisse, die einen unnötigen Luftwiderstand verursachen, so gut wie völlig verschwinden.

Im Flug hat man kaum eine Vorstellung von der phantastischen Geschwindigkeit. Aber genau dreißig Minuten nach dem Start sind wir am Brocken! Die Maschine fliegt elfhundert Meter hoch, so hoch wie der Brocken ist, und wir sehen die überschneite Kuppe mit dem Hotel und der Wetterwarte genau links neben uns liegen. Das Motorengeräusch ist eigentlich geringer als bei anderen Maschinen, einmal weil man keine Motoren seitlich von der Kabine hat und das Geräusch des vorn angebrachten Motors anscheinend nicht so stark in der Kabine hörbar wird wie bei den Maschinen mit seitlich von der Kabine angebrachten Motoren. Außerdem ist die Kabine wie eine Hochzeitskutsche vollständig mit beigefarbenem Leder ausgeschlagen, und auch das mag schalldämpfend und wärmeisolierend wirken.

Wir fliegen über Baustrecken der Reichsautobahn,

mächtige Talsperren werden unter uns sichtbar, und nach unwahrscheinlich kurzer Zeit tauchen Türme im Dunst und eine geschlungene Flußlinie vor uns auf: Der Rhein. Nach einer Stunde und achtunddreißig Minuten betreten wir das Flugfeld in Köln. Hier ist Besprechung mit Intendant Dr. Glasmeier zur Vorbereitung der Kundgebung am 28. März. Nach anderthalb Stunden geht es weiter nach Essen, wo die große Kundgebung in den Kruppwerken stattfinden soll. Einschließlich Start und Landung brauchen wir zehn Minuten bis dort hin. In Essen kommt ein kleiner fünfjähriger Bursche beim Mittagessen im Flughafenrestaurant auf mich zu, schlägt die Hacken zusammen, streckt den kleinen Arm aus und fragt:

„Bist du ein Gauleiter?"

Auf meine verneinende Antwort zeigt er auf meine Spiegel und fragt, wieso ich dann zweimal Eichenlaub auf den Spiegeln trage.

Wir sehen den kleinen gescheiten Burschen erstaunt an und setzen ihm auseinander, daß der Gauleiter zweimal goldenes Eichenlaub auf roten Spiegeln trägt und ich zweimal silbernes Eichenlaub auf schwarzen Spiegeln. Einer meiner Mitarbeiter erklärt ihm dann noch, daß wir vom Rundfunk wären und für den Führer die großen Kundgebungen vorbereiteten. Er nennt ihm meinen Namen. „Na", sagt der Zwerg zu

mir gewendet, „ich heiße Hubert, mein Vater ist SA.-Mann. Da kannst du ja dann den Führer einmal von mir grüßen, wenn du ihn wieder siehst!"

Wir versprechen es ihm, und der junge Mann verabschiedet sich befriedigt und trollt sich wieder davon.

In Essen wartet nun allerdings eine umfangreiche Arbeit auf uns. Erst Besprechung im Thomaehaus. Es ist der Sitz der Gauleitung. Es trägt seinen Namen nach dem 1924 von Kommunisten ermordeten SA.-Mann Gottfried Thomae. Dem ersten Toten des Gaues.

Dann fahren wir mit Direktor Hupe in die Kruppwerke hinaus. In der Lokomotivbauhalle steht das Fahrgestell einer modernen Schnellzuglokomotive. Der Dampfkessel ist noch nicht montiert. Der Führer wünscht in der Maschinenhalle keinerlei Veränderungen, kein besonderes Podium, kein Pult. Vielleicht ist es möglich, die ganze Halle so zu belassen, wie sie ist, und den Führer zu bitten, einfach hier oben von dem Fahrgestell dieser Lokomotive aus zu den Arbeitern zu sprechen. Wir besuchen anschließend noch die Stelle, an der ein wild gewordenes Franzosenkommando während der Ruhrbesetzung am 31. März 1923 plötzlich grundlos ein Maschinengewehr in Stellung brachte und auf Krupparbeiter und -lehrlinge, meistens Kinder im Alter von vierzehn und fünfzehn

Jahren, Dauerfeuer gab, so daß Dutzende tot und über achtzig schwer verletzt zusammenbrachen. Eine Gedenktafel erinnert an diese chauvinistische Schandtat, die ohne jede Veranlassung hier vor sich ging; denn nicht einem Franzosen war von den unbewaffneten Krupparbeitern und Lehrlingen auch nur ein Haar gekrümmt worden.

An der Toreinfahrt, in welcher das französische Maschinengewehr gegen die Kripparbeiter in Stellung gebracht wurde, befindet sich oben in der Mitte des gewaltigen Bogens ein Schußloch. Ein zweites Schußloch des gleichen Kalibers befindet sich an der Spitze des vierzig oder sechzig Meter hohen Schornsteins, der gegenüber der Toreinfahrt steht. Diese beiden Schußlöcher hat man nicht mehr mit Mörtel verschlossen. Sie rühren von einem Elsässer her, der dem französischen Kommando angehörte und es nicht über sich bringen konnte, dem militärischen Befehl Folge zu leisten und auf wehrlose Arbeiter, seine Volksgenossen, zu schießen. Blut hält zum gleichen Blut.

Unser Abflug von Essen war auf 5 Uhr nachmittags festgesetzt worden. Als wir auf dem Rollfeld eintreffen, ist es bereits 6.30 Uhr geworden, und der Flughafenleiter kommt uns mit besorgter Miene entgegen. Er teilt uns mit, daß er vergeblich in der ganzen Stadt nach uns telefoniert habe, und daß nun infolge der

früh hereinbrechenden Dämmerung die Gefahr be-stände, daß wir nur noch bis Hannover fliegen könnten. Der Pilot müsse den Fortgang der Dunkelheit ab-warten und dann selbst entscheiden, ob er zur Landung in Hannover schreiten müsse oder noch bis Berlin durchfliegen könne. Das ist ja eine nette Aussicht für uns!

Morgen soll es bereits wieder mit dem Führer nach Breslau gehen. Womöglich schlagen wir uns dann heute nacht fünf oder sechs Stunden im Wartesaal oder auf dem Bahnsteig in Hannover herum, um dann zwischen 0 und 3 Uhr morgens endlich einen Zug nach Berlin zu erwischen! Außerdem ist auch in Berlin noch allerlei zu erledigen. Ich steige also in die Kabine und sage durch das Schiebefenster nach vorn durch, daß wir unter allen Umständen bis nach Berlin fliegen müßten. Ich bekomme die beruhigende Antwort, daß etwas anderes auch gar nicht in Frage käme.

Wir steigen rasch auf. Während hinter uns der Sonnenball über dem Rhein versinkt, stehen vor uns im Osten blaugraue, dunkle Wolkenwände. Wir fliegen am Abend nach Osten, d. h. wir fliegen der Dunkelheit entgegen. Es muß jetzt in Hannover und in Berlin schon bedeutend dunkler als hier am Rhein sein. Zum Glück ist das Wetter klar, die Dämmerung bricht zwar unaufhaltsam herein, aber der Boden bleibt ohne

Nebeldecke. Ich drücke die Daumen und rutsche so lange unruhig auf dem Ledersitz hin und her, bis wir endlich Hannover hinter uns haben. Nun weiß ich: Jetzt muß es auf jeden Fall bis nach Berlin gehen.

Es herrscht fast völlige Dämmerung, als wir die Elbe überfliegen und dann die Lichter von Brandenburg, Potsdam und schließlich von Berlin unter uns aufglühen. An unserem linken Flügel leuchtet ein grünes Positionslicht, und in der zunehmenden Dämmerung wird ein leichter Funkenflug des Motors an unserem Fenster sichtbar. Unter uns aber liegt nun, tausendfältig glühend wie ein orientalisches Märchen die Reichshauptstadt. So haben wir Berlin noch nie gesehen! Es ist, als feierte die Stadt eine venezianische Nacht. Endlose Ketten von Lichtern ziehen sich in allen Himmelsrichtungen, kreuz und quer, hier und dort sternförmig zusammenlaufend, durcheinander. Jetzt, wo wir tiefer gehen, erkennen wir zudem ein vielfältiges buntes Leuchten. Dort am Hermannplatz die Türme mit langen blauen Lichtröhren. Am Tempelhofer Feld rote Warnungslichter auf allen Schornsteinen, Kirchtürmen und hohen Gebäuden der Umgegend. Auch das ganze Flugfeld ist mit roten Lichtern umsäumt. Dann sind wir über dem Potsdamer Platz, die Lichterkuppe vom Haus Vaterland wird sichtbar, bunte Lichtreklamen von Kinotheatern blitzen auf. Wir

erkennen die Kaiser-Wilhelm-Gedächtniskirche, das Kapitol, die Wilhelmshallen, den Ufa-Palast am Zoo. Dazwischen werfen andere Gebäude farbige Lichter nach oben.

In der kleinen dunklen Kabine ist zwischen meinen Begleitern und mir seit einer Stunde kein Wort gewechselt worden: Wir haben darauf verzichtet, das Licht anzudrehen und sind reichlich entschädigt durch das Schauspiel der heraufkommenden Dämmerung und der aufglühenden Lichter dort in der Tiefe. Jetzt erblicken wir in der Kabine eine leuchtende Scheibe mit der Aufschrift: Bitte anschnallen. Die Leuchtscheibe ist nicht einfach ruhig eingeschaltet, sondern leuchtet immer wieder auf und erlischt. Dringendes Blinkzeichen! Ich schnalle also an, meine beiden Begleiter fangen an, aufgeregt zu werden und kommen mit den Gurten nicht zurecht. Ich muß ihnen helfen. Dann macht unsere Maschine eine große Kurve. Mitten in der Luft wird plötzlich ein Signal wie das einer Autohupe hörbar; es ist das Zeichen, daß der Pilot das Fahrgestell herausgelassen hat, und wir also richtig auf den Rädern landen werden und nicht auf dem Bauch herumrutschen. Das ist einmal einem von Holland kommenden Piloten in Hamburg passiert. Aus der Luft erkannte er zu seiner grenzenlosen Überraschung den Führer, der gerade auf dem Flughafen

gelandet war. Vor freudiger Aufregung vergaß er, das Fahrgestell herauszulassen. Er hatte nur noch einen Gedanken: so schnell wie möglich herunter, um den Führer aus nächster Nähe zu sehen. Er kam dann auch wirklich sehr schnell herunter und entdeckte genau eine Sekunde zu spät, daß er auf dem Bauch statt auf den Rädern gelandet war und sich einige edlere Teile verbogen hatte! Künstlerpech!

Wir jedenfalls hatten unser Fahrgestell richtig mit Hupensignal herausgelassen und hofften, glatt auf dem Rollfeld aufzusetzen. Die Leitung des Flughafens hat zur Unterstützung unserer Landung einen Scheinwerferwagen auf dem Feld auffahren lassen. Denn wir selbst haben weder Scheinwerfer noch Magnesiumfackeln an den Flügeln. Die Landung ist deshalb ein kleines Wagnis. Aber der Pilot meistert sie mit ruhiger Selbstverständlichkeit und setzt uns sanft wie im Kinderwagen auf die Erde. Nach der Landung bedanke ich mich bei ihm für den guten und raschen Flug. Wir haben von Essen nach Berlin genau eine Stunde und dreißig Minuten gebraucht.

Eine neue Ordnung und fünfundzwanzig Jahre Frieden für Europa

Sonntag, 22. März 1936.

Die Kundgebung in Breslau ist von 8 Uhr abends auf 4 Uhr nachmittags vorverlegt worden. Kurz vor 11 Uhr sollte die Abfahrt stattfinden, die dann hinausgeschoben wird. Ich habe in der Reichskanzlei Gelegenheit, dem Führer und Reichsminister Dr. Goebbels die Vorbereitungen, die gestern in Essen und Köln getroffen wurden, zu schildern.

Der Führer hat stundenlang Besprechungen mit Göring gehabt. Jetzt kommt auch noch während des Mittagessens Botschafter von Ribbentrop gerade aus London zurück. Er wird gleich samt dem englischen Journalisten Ward Price und einem Berichterstatter der „Times" eingeladen, mit dem Führer nach Breslau zu kommen. Dort wird der Führer sie sogar bitten, in seinem Wagen Platz zu nehmen. Ward Price und der „Times"-Berichterstatter werden dann hinten im Wagen des Führers sitzend mit Adolf Hitler durch die begeisterten Massen auf der kilometerlangen Strecke vom Flughafen zur Halle mitfahren und mit eigenen Augen sehen, daß Deutschland nicht von einem Dik-

tator unterdrückt und terrorisiert wird, sondern daß ein von seinem Volk erwählter und berufener Führer mit diesem Volk in einem Willen zusammensteht.

Als der Führer mit seinem Wagen zum Flug nach Breslau aus dem Hof der Reichskanzlei in die Wilhelmstraße einbiegt, wartet eine große Menschenmenge auf ihn und begrüßt ihn. Das Auto von Reichsminister Dr. Goebbels biegt nach wenigen Metern links aus der Kolonne und fährt zum Propagandaministerium hinüber. Da der Führerwagen schon in Richtung Flughafen entschwunden ist, setzt nun eine Jagd über die Straße ein, und Dr. Goebbels wird mit lauten Heilrufen begrüßt und von eifrigen Autogrammjägern verfolgt. Er hat dringende Arbeiten im Propagandaministerium und verschwindet schnell im Hauptportal. Heute noch schreibt man im Ausland, daß er zu vornehm wäre, um die fünfzig Meter von der Reichskanzlei quer über die Wilhelmstraße zu seinem Ministerium zu laufen. So wie sie früher in der Judenpresse zeterten, daß der Führer die hundert Meter vom Kaiserhof zur Reichskanzlei im Auto zurücklege, wenn er einen Besuch beim Reichspräsidenten oder Reichskanzler machte. Die da zetern, sollten doch einmal herkommen und sich das Volk auf der Wilhelmstraße ansehen. Der Führer und seine Minister konnten schon 1932 und können erst recht nicht heute quer über

die Wilhelmstraße gehen, wie sich das Moritz Goldstein in Paris vorstellt. Auch nicht, wenn es nur fünfzig Schritte sind. Nicht weil sie Diktatoren sind und sich das unterdrückte Volk mit Gummiknüppeln (die seit 1933 abgeschafft sind!) vom Leibe halten müßten, sondern deshalb, weil sie wahre Volksmänner sind und ihre Popularität so groß ist, daß kein Mann und keine Frau sie durchläßt, ohne ihnen einmal die Hand geschüttelt zu haben und womöglich um ein Autogramm zu bitten. Und da nicht fünf- oder zehn- oder zwanzigmal am Tage bei den fünfzig Schritten zwischen Reichskanzlei und Propagandaministerium die Möglichkeit besteht, tausend Hände zu schütteln und jedesmal fünfhundert Autogramme zu geben, so bleibt nichts übrig, als schnell wie der Blitz im Auto über die Straße zu huschen und im Eingang der Reichskanzlei oder des Propagandaministeriums zu verschwinden, ehe die Wartenden überhaupt recht begriffen haben, wer dort über die Straße fuhr.

Wenn Dr. Goebbels nur einige Minuten Zeit hat, dann nimmt er lächelnd, schon im Wagen sitzend oder noch mit einem Fuß auf dem Trittbrett stehend, all die Grüße und Wünsche und Bitten entgegen, die ihm da vorgetragen werden. Grüße von Reisenden aus allen Teilen des Reiches und des Auslandes. Bitten von Künstlern, von Arbeitern, von Bauern, denen oft mit

einem Wort, einem telefonischen Anruf des Ministers geholfen werden kann. Jungen und Mädel drängen sich heran, schütteln ihm die Hand, bitten um ein Autogramm für ein Bild oder für ihr Notizbuch. Einmal will ihm ein kleiner Knirps mit Tränen in den Augen ein paar Postkarten verkaufen. Als Dr. Goebbels ihn ausfragt, da stellt sich heraus, daß die Mutter krank zu Hause liegt, der Vater seit langem tot ist, der Knirps die Familie ernährt und die buchstabenmäßige Auslegung irgendeiner Verordnung ihm jetzt noch die Handelserlaubnis entzogen hat. Er will gar nichts weiter, als wieder das Recht zum Vertreiben seiner Postkarten zu haben. Noch am gleichen Nachmittag greift Dr. Goebbels mit einer großzügigen Hilfsmaßnahme ein, der Junge kann wieder arbeiten und seiner Mutter und den kleinen Kindern wird mehr geholfen, als er hoffen konnte, während er vor der Tür des Ministeriums darauf wartete, den „Doktor" einmal eine halbe Minute sprechen zu können.

Punkt 2 Uhr stehen die zwei Maschinen des Führers, die Maschine des Botschafters von Ribbentrop, der wieder in Berlin ist, und die Maschine des Reichsführers SS. auf dem Tempelhofer Feld mit angelassenen Motoren bereit. Sofort nach der Ankunft auf dem Rollfeld macht alles einen Dauerlauf, um in die Maschinen zu kommen. Beim Start ziehen die Ma-

schinen auf dem sonnenüberglühten Flugplatz eine braune Staubwolke hinter sich her. Alles ist in Sonnendunst gehüllt. In elfhundert Meter Höhe sind wir über den großen Seen im Südosten Berlins und erkennen den gewundenen Lauf der Spree. In zweitausendfünfhundert Meter Höhe rasen wir bei herrlichstem Sonnenschein in fünfundsiebzig Minuten nach Breslau.

Indessen rufen dort die Lautsprecher über alle Straßen, daß der Führer nicht am Bahnhof, sondern am Flughafen ankommen wird. Absperrungsmannschaften wechseln im Marschtritt oder im Laufschritt den Aufstellungsort. Erregung und Tempo teilt sich den Massen mit. Alles gerät in Bewegung, stürmt zu den Straßen, die vom Flughafen nach der Jahrhunderthalle führen, und erwartet dort in äußerster Spannung den Führer. Als die Maschine vor dem Landen in Breslau schräg in der Kurve liegt, erscheint sie mir plötzlich wie ein großes in der Luft schwebendes Haus, so gewaltig und massiv wirken die Tragflächen, wenn man sie nicht mehr waagerecht unter sich, sondern schräg hoch in die Luft gestellt sieht.

Der Wahlkampf für den Frieden beginnt allmählich ein solches Tempo anzunehmen, daß es fast unmöglich wird, die Vorgänge der einzelnen Kundgebungen noch auseinanderzuhalten und zu erzählen.

Kinder bringen dem Führer beim Verlassen des Flugzeuges in Breslau Veilchen, Schneeglöckchen und Rosen. In der hellen Nachmittagssonne stehen an der acht oder zehn Kilometer langen Anfahrtsstraße Hunderttausende von Menschen, vielleicht eine halbe Million, viel mehr, als Breslau selbst auftreiben kann. Aus ganz Schlesien sind sie herbeigeeilt. Eine Vorhalle, durch die der Führer schreitet und die durch Lautsprecher mit der Kundgebungshalle verbunden ist, ist bis auf den letzten Stehplatz überfüllt. Frauen, Kinder und Pimpfe reichen dem Führer Blumen und Andenken. Und dann empfängt uns eine jubelnde Masse in der festlich geschmückten repräsentativen Jahrhunderthalle. Als gewaltiger Kuppelbau aus Stahl und Beton wölbt sie sich wohl sechzig oder achtzig Meter hoch frei schwebend, eine wahrhaft königliche Arena. Gewaltige Rundstreben tragen die fünf Querringe, die schließlich in der höchsten Kuppel zusammenlaufen. Goldene Abendsonne fällt seitwärts herein.

Der Führer macht den Volksgenossen begreiflich, daß es sicher schmerzlich gewesen sei, so viele Symbole und so viele Traditionen und Erinnerungen zu beseitigen, die manchem von uns lieb gewesen sind.

Aber die Welt werde einmal den Entschluß segnen, für die Zeichen der Zersplitterung ein Zeichen der deutschen Einheit geschaffen zu haben!

Und dann nennt der Führer Versailles das Symbol einer vollständigen Verwirrung der Begriffe.

„Wir alle und alle Völker haben wohl die Empfindung, daß wir uns an der Wende eines Zeitalters befinden. Neue Gedanken, neue Vorstellungen und neue Wirklichkeiten kündigen sich an. Nicht nur wir, die Besiegten von einst, sondern auch die Sieger haben die innere Überzeugung, daß irgend etwas nicht in Ordnung war, daß besonders die Vernunft die Menschen verlassen zu haben schien, daß an Stelle der Vernunft der Wahnsinn des Hasses, der Mißgunst und des Neides gekommen war und daraus dann wieder die Gefühle der Furcht und der Angst. Die Völker empfinden es wohl überall: Es muß, besonders auf diesem Kontinent, der die Völker so eng aneinander drängt, eine neue Ordnung kommen. Die Völker müssen ein neues Verhältnis zueinander finden. Eine neue Konstruktion muß geschaffen werden, die ihnen allen das Leben ermöglicht, die ausgeht von der Überzeugung, daß die Völker Realitäten geschichtlicher Art sind, die man zwar wegwünschen kann, aber nicht zu beseitigen vermag. Über dieser neuen Ordnung, die aufgerichtet werden muß, aber stehen die Worte: Vernunft und Logik, Verständnis und gegenseitige Rücksichtnahme.“*

Und mit Anspielung auf das Londoner Memoran=

dum der restlichen vier Locarno-Mächte, welches die Wiederherstellung der deutschen Souveränität beanstandet, erklärt er, wenn die Welt meine, das sei für sie unerträglich, so sei eine solche Meinung für uns unerträglich.

„Wir wollen aber keine Geste", so sagt der Führer, „sondern wir wollen fünfundzwanzig Jahre Frieden für Europa."*

Die anderen Staatsmänner könnten ja auch einmal ihre Völker darüber befragen, damit endlich der sinnlose Krieg aller gegen alle aufhört. Wenn die Staatsmänner nicht einig würden, die Völker würden sicher einig werden.

Der Führer schließt seine eindrucksvolle Rede mit einem Bekenntnis von fanatischer religiöser Inbrunst:

„Ich bin ein Deutscher.

Ich glaube an mein Volk.

Ich glaube an seine Ehre.

Ich glaube an seine Zukunft.

Ich glaube an sein Recht und trete ein für dieses Recht.

Ich trete ein für seine Freiheit und ich trete damit ein für einen besseren Frieden als den Frieden des Unsegens und des Hasses der Vergangenheit.

Das glaube ich und das bekenne ich im Namen meines Volkes vor der ganzen Welt.

Und du Volk, tritt jetzt hinter mich!"*

In der Deutschlandhalle

Dienstag, 24. März 1936.

Am 10. März hat Dr. Goebbels den Wahlkampf mit einer wunderbaren Kundgebung in der dichtbesetzten Deutschlandhalle in Berlin eröffnet.

Am 17. März führt er eine ganz einzigartige Reihe von Kundgebungen in Berlin durch. So wie er einst im Kampf um diese Riesenstadt Abend für Abend, die Wochentage und des Sonntags von Versammlung zu Versammlung fuhr, so jagt er auch heute wieder einmal in die entferntesten Vororte der Reichshauptstadt und besucht die alten traditionellen Berliner Versammlungslokale. Die Kundgebungsfahrt beginnt in den Pharus-Sälen am Wedding, dem Schauplatz der ersten großen Saalschlacht im Jahre 1927, kaum nachdem Dr. Goebbels sein Amt als Berliner Gauleiter der Nationalsozialistischen Deutschen Arbeiterpartei angetreten hatte. Der kleine verräucherte Saal faßt knapp tausend Menschen. Man muß ein oder zwei Treppen herauffsteigen, um überhaupt hinzukommen, und vorher durch eine Hauseinfahrt und über einen Hof hinweg zu einem Hintergebäude. In der Müller-

straße warten Zehntausende und abermals Zehntausende von Berliner Arbeitern und Arbeiterfrauen, die keinen Einlaß gefunden haben. Drinnen empfängt den allverehrten „Doktor" die Bevölkerung der nächstliegenden Häuser und Straßen, die sich sofort nach der Saalöffnung einen Sitzplatz in dem kleinen Saal ergattert hat. Sie ist glücklich, ihren „Doktor" wieder so unter sich zu haben wie in den schweren Kampfjahren der Vergangenheit.

Nach eindringlicher Ansprache geht es wieder die Treppe herunter über den Hof weg und durch den Hausgang hindurch, wo sich der Reichssender Berlin zu einem kurzen Bericht aufgestellt hat, und in sausender Fahrt hinaus nach Pankow.

Es ist inzwischen schon völlig dunkel geworden und wir fahren durch ein Spalier von fünfzig- bis sechzigtausend Menschen zu Lindners Konzerthaus, wo seit 1930 Parteiversammlungen abgehalten wurden. Die SA. hat die Absperrung übernommen, Tausende von Fackeln sind entzündet worden und beleuchten mit ihrem unruhigen Flackerschein die Alleen und Straßen im dunklen Norden. Nach einer halben Stunde geht die Fahrt zusammen mit dem stellvertretenden Gauleiter Görlitzer und dem Gaupropagandaleiter Wächter nach dem Saalbau Friedrichshain, ebenfalls dem Schauplatz schwerster Versammlungsschlachten in die-

sem so oft von Mord und Bürgerkrieg durchtobten Berlin der Systemzeit.

Auch hier alle Straßen dicht besetzt. Zahllose Lautsprecher, die die Worte des Redners auf die Straße hinaustragen.

Der Berliner SA.-Führer Obergruppenführer von Jagow, einst U-Boot-Offizier, dann Straßenarbeiter in Bayern mit der Schippe in der Hand, hat hier schon eine gute Stunde zu den Berliner Volksgenossen gesprochen. Flüsternd haben ein alter Ortsgruppenleiter mit dem goldenen Ehrenzeichen auf der Brust und einer der dienstältesten SA.-Männer der Reichshauptstadt unserem Rundfunkreporter von den Kämpfen und Erlebnissen der SA. mit ihrem Dr. Goebbels im Friedrichshain erzählt. Jetzt kommt der „Doktor" selbst, jubelnd empfangen, und schleudert auch hier seine flammenden Aufrufe für Adolf Hitler in die Massen.

Vor fünf Jahren habe er in diesem Saal eine Auseinandersetzung mit dem Kommunistenführer Heinz Neumann gehabt. Damals sei der Saal in zwei feindliche Lager geteilt gewesen. Heute hätten viele schon vergessen, daß der rote Bürgerkrieg einst die Reichshauptstadt bedroht habe.

Abermals rasche Autofahrt durch nachtdunkle Straßen. Hier und da Männer und Frauen, die den Doktor

erkennen, laut und freudig überrascht ihm ihr „Heil Hitler" zurufen, die Mütze vom Kopf reißen, da und dort auch ein paar Hitlerjungen, die zehn, zwanzig, dreißig Meter mit dem Wagen um die Wette laufen und winken.

Es geht zur Neuen Welt in der Hasenheide in Neukölln, in der Dr. Goebbels einst die feigen Hüter des Systems, allen voran den Berliner Halbjuden und Polizeipräsidenten Grzesinski zur Diskussion herausgefordert hat. Wer nicht kam, waren natürlich die Hüter des Systems, die über die Parteien, die Presse, die Beamtenschaft, das Kapital, die Polizei und hunderttausend Gummiknüppel in Deutschland verfügten und trotzdem nicht den Mut besaßen, einem nationalsozialistischen Aufklärungsredner vor dem Forum der Masse selbst entgegenzutreten.

Jubelnder Empfang für Dr. Goebbels.

Eine kurze aufpeitschende Rede!

„Wir haben eine historische Aufgabe zu erfüllen."*

Abermals in die Kraftwagen zur fünften Versammlung des Abends, Bockbrauerei, Fidicinstraße, am Kreuzberg.

Hier haben die großen Schulungsabende des Gaues Berlin der NSDAP. stattgefunden im Jahre 1930/31, als der Gau schon über tausend „Funktionäre" hatte, wie man damals sagte. Voll Stolz konnte der „An-

griff", in jener Zeit Berlins einzige nationalsozialistische Zeitung, über die Abend für Abend von den Männern und Frauen der Parteiorganisation regelmäßig besuchten Schulungsvorträge unter der Überschrift berichten:

Tausend Köpfe arbeiten!

Auch für uns Rundfunkleute ist mit der Bockbrauerei in der Fidicinstraße manche Erinnerung verknüpft. Kaum zum Gaufunkwart von Berlin berufen, sprach ich hier im Rahmen eines solchen Schulungsabends, den der stellvertretende Gauleiter Dr. Meinshausen leitete, über unsere rundfunkpolitischen Aufgaben zur Parteiorganisation. Wenig später legte mir Dreßler-Andreß, der heutige Präsident der Reichsrundfunkkammer und Amtsleiter von „Kraft durch Freude", die Organisation der Verbandsgruppe Nationalsozialisten im Reichsverband Deutscher Rundfunkteilnehmer in die Hände. So begann der Kampf um die Schaffung einer nationalsozialistischen Hörerorganisation, mit der wir dann nach der Machtübernahme den Neubau des deutschen Rundfunks und die Gründung der nationalsozialistischen Rundfunkkammer, der späteren Reichsrundfunkkammer, vollzogen. Die Bockbrauerei wurde zugleich zum Versammlungslokal unserer Mitkämpfer und hat manche

Entscheidungsstunde in dem inneren Ringen der nationalsozialistischen Hörer-Bewegung mit erlebt.

Dr. Goebbels wird bei seinem Eintreffen von brausenden Heilrufen empfangen. Alle Straßen der Umgebung sind mit Volksgenossen gefüllt. Goebbels spricht von den alten Berliner Erinnerungen, erklärt unter tosendem Jubel, daß er der alte geblieben sei und daß der Kampf, den wir vor so vielen Jahren begannen, uns vor immer neue Aufgaben stellt. Der Nationalsozialismus habe sich durchgesetzt, weil er jederzeit einen großen Einsatz wagte.

Umbraust von den vertrauten alten Kampfliedern der Berliner SA. verläßt der „Doktor" auch die Bockbrauerei.

Nun rast er schon seit fünf Stunden von Versammlung zu Versammlung. Jetzt warten fast zwanzigtausend Menschen in dem größten Versammlungsraum der Kampfzeit auf ihn, im Berliner Sportpalast in der Potsdamer Straße. Helle Begeisterung auch hier.

Es ist wie eine Demonstration der ewigen Verbundenheit und Volkszugehörigkeit, wenn man wieder in diesen alten, uns heute eigentlich klein erscheinenden Berliner Versammlungsräumen weilt. Kapelle Fuhsel, allen Berliner Parteigenossen als die SA.-Kapelle der Kampfzeit bekannt, spielt auch heute ihre flotten Märsche. Bei der dritten, vierten, fünften An-

sprache des Ministers hatten wir uns gefragt, wie man dieses Tempo aufeinanderfolgender Reden überhaupt durchhalten könnte. Jetzt bei der sechsten Ansprache im Sportpalast hält Dr. Goebbels noch einmal eine längere Rede und erscheint uns fast frischer, mit Energie geladener, treffsicherer und mitreißender in seinen Argumenten als am Anfang.

Diese phantastische Wahlreise durch Berlin ist in der Tat eine einzigartige Steigerung gewesen. Vom Hinterhaus am Wedding durch die verräucherten und romantischen Lokale der Kampfzeit bis hierher in den prächtigen, weiten, bis zum Dach überfüllten Sportpalast, und dann die sich immer steigernde Stimmung und der wachsende Fanatismus, in den sich der Doktor allmählich hineinredete.

Mit endlosen Beifallsstürmen schließt auch diese letzte schönste Kundgebung des ereignisreichen Abends.

Intendant Beumelburg vom Reichssender Berlin hat die ganze Reise durch den Norden, Osten und das Zentrum der Reichshauptstadt mit seinen Zeitfunkleuten verfolgt, und ich hatte während der letzten Rede des Doktors noch Gelegenheit, die flott hingeworfenen Berichte der einzelnen Sprecher mit Kopfhörern abzuhören. Eine große Wahlschlacht in Berlin ist geschlagen.

*

Heute haben wir den 24. März. Eine Woche ist in atemberaubender Schnelle vergangen.

Der Wahlkampf nimmt allmählich ein unerhörtes Tempo an. Am Freitag waren wir in Hamburg, am Sonnabend in Köln und Essen, am Sonntag in Breslau, heute, am Dienstag, spricht der Führer in der Deutschlandhalle in Berlin, morgen werden wir in Ludwigshafen zum ersten Male links des Rheins sein, übermorgen wartet Leipzig auf uns, dann fährt der Führer zu den Krupparbeitern nach Essen, zu einer Kundgebung, auf die er sich schon seit Tagen freut und von der wir erwarten, daß sie den Höhepunkt des Wahlkampfes bilden wird, und am letzten Tag vor der Wahl wird dann der große Staatsakt im Gürzenich in Köln stattfinden, der Empfang der rheinischen Stände, und abends die Schlußkundgebung in der Messehalle am Rhein.

Das wird für uns die höchste Steigerung an Arbeit und Begeisterung bedeuten, denn dann werden alle Sender die Kundgebung übertragen, während Arbeiter und Soldaten und am Sonnabend sogar das ganze Volk geschlossen zum Gemeinschaftsempfang im ganzen Reich bereit sind.

Und was der Rundfunk technisch und reportagemäßig leistet, wird der Kritik des ganzen Volkes unterworfen sein.

Die heutige Kundgebung in der weiten, pfeilerlosen, viereckigen Deutschlandhalle verläuft nach der erprobten Tradition der Bewegung. Unter Führung der Leibstandarte Adolf Hitler marschieren die Standarten und Fahnen der Bewegung durch den langen Mittelgang ein. Die Massen erheben sich und grüßen die Symbole der Bewegung.

Auf den Standarten lesen wir die Namen der toten Helden der Bewegung:

Horst Wessel,

Kütemeier,

Hans Maikowski.

Ihnen folgen die unzähligen Standarten und Sturmfahnen der SA., der SS., des Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps, der Hitler-Jugend, der Politischen Leiter, der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation u. a. Seit 5 Uhr nachmittags ist die Deutschlandhalle völlig überfüllt.

Die Reichshauptstadt mit ihren vier Millionen Menschen ist in einem Fieber der Erwartung.

Von der Reichskanzlei, wo Zehntausende in diesen Minuten auf die Abfahrt des Führers warten, zieht sich eine endlose Menschenkette nach dem Brandenburger Tor, dann über die weite, den Tiergarten durchziehende Charlottenburger Chaussee nach dem Kaiserdamm zum Funkturm hinüber und dann weiter hier-

her zur Deutschlandhalle. Der breite Kaiserdamm zieht sich mit drei Fahrdämmen und vier Gehsteigen bis zum Adolf-Hitler-Platz. Die Reichshauptstadt grüßt den Führer, so steht auf mächtigen Transparenten. An einer anderen Stelle sahen wir heute nachmittag bei der Durchfahrt ein Riesenbild des Führers mit der Unterschrift: Du kämpfst für uns, wir kämpfen für dich. Am Haus des Rundfunk lesen wir ein zehn Meter hohes Plakat:

Im Dritten Reich siebeneinhalb statt vier Millionen Rundfunkhörer und zweieinhalb Millionen Volksempfänger — Rundfunk nicht mehr Luxus, sondern Volkssache!

Schon bei der Durchfahrt am Nachmittag warteten am Kaiserdamm und in der Charlottenburger Chaussee eine halbe Million Menschen auf den mittleren Gehsteigen, und wiederum Hunderttausende auf den äußeren, um am Abend den Führer zu sehen. Alle Häuser sind festlich mit Flaggen geschmückt. Endlose Kolonnen im Braunhemd säumen die Straßen und grenzen die einzelnen Steige ab. Lastwagen mit Arbeitern aus den Werken Berlins sind den ganzen Nachmittag über zur Deutschlandhalle unterwegs gewesen, man sah überfüllte Stadtbahnen und Straßenbahnen, überfüllte Omnibusse und Automobile in endloser

Kette, alle nach dem einen Brennpunkt hin unterwegs: zur Deutschlandhalle.

Das hintere Rund der Deutschlandhalle trägt die Inschrift:

„Zwietracht und Verrat machten uns rechtlos,

Einigkeit und Treue sichern uns Freiheit und Recht."

Für Freiheit und Recht wirbt diese Riesendemonstration in der Deutschlandhalle und in den endlosen Straßenzügen von der Reichskanzlei bis hierher. Freilich ist das keine Pazifistendemonstration. Auf allen Gesichtern liegt Spannung und Erwartung und die Sehnsucht, den Führer zu sehen. Aber es liegt darauf auch Vertrauen und Glaube und ruhige Entschlossenheit. Denn diese Demonstration für den Frieden ist eine Demonstration des entschlossenen Deutschland.

Inzwischen haben sich führende Männer Berlins hier eingefunden: Der Chef der Privatkanzlei des Führers, Obergruppenführer Bouhler, Korpsführer Hühnlein, der Chef des NSKK., Reichssportführer von Tschammer und Osten, der Erbauer von Adolf Hitlers Straßen, Generalinspekteur Dr. Todt, Reichsarbeitsführer Hierl, Reichsminister Seldte.

Unser Berliner Gauleiter Dr. Goebbels, der vor fast genau zehn Jahren den Kampf um diese gewaltige Stadt aufnahm, die ihm nun völlig gehört, ist

schon unterwegs und fährt mit seinem Führer unter ununterbrochenen Zurufen der Massen der Millionenstadt über die breiten Straßen hierher, wo sich nun schon die Köpfe neugierig recken.

Plötzlich wird es ganz still in der weiten Deutschlandhalle. Irgendwie hat es sich herumgesprochen, der Führer sei draußen auf der Straße vor der Halle eingetroffen, nun kann es nur noch Minuten dauern, und wir haben ihn hier. Es ist ein verhaltenes Summen im Raum. Viel zu klein ist der Riesenpalast für die Viermillionenstadt, auch wenn er nun Berlins größter und herrlichster Versammlungsraum ist, auch wenn diese Halle eigentlich nur für die ungeheuren Demonstrationen dieser Bewegung geschaffen wurde. Alles ist aufgesprungen, alles schaut nach drüben zum Ende der Halle hin. Es ist, als trügen die Berliner das Herz auf der Zunge. Die freudige Erregung schlägt plötzlich durch. Es wird laut, Kapellmeister Fuhsel, der nach alter Berliner Tradition jede große Kundgebung dirigiert, gibt seinen SA.-Kameraden das Zeichen; nun schmettern die Fanfaren und unter den Klängen seines Lieblingsmarsches, des Badenweiler Marsches, betritt der Führer den Mittelgang und wird von den brausenden Heilrufen bis ans Podium geleitet.

Dr. Goebbels eröffnet die Riesenkundgebung mit folgenden Worten:

„Männer und Frauen des nationalsozialistischen Berlin! Die nationalsozialistische Bewegung der Reichshauptstadt, die Zehntausende in diesem Saal, die eineinhalb Millionen, die dem Führer soeben auf den Zufahrtsstraßen zujubelten, sie alle grüßen ihn mit dem alten nationalsozialistischen Kampfgruß:

Dem Führer Sieg-Heil!

Mein Führer! In diesen drei Jahren haben Sie das deutsche Wunder vollzogen. Sie haben den Arbeitern Arbeit und Brot, den Armen Nahrung und Wärme im Winter, den Bauern gerechte Preise und Sicherheit der Scholle, dem Volke die Einheit des Denkens und Handelns, dem Reiche aber Kraft, Freiheit, Souveränität der Grenzen und den Frieden gegeben.

Ihre Tat vom 7. März war dem Volke aus dem Herzen getan. Das Volk weiß und will, daß dieser historische Entschluß unangetastet bleibt."*

Nun spricht, tausendfach umjubelt und von Beifall und Zustimmung unterbrochen, der Führer. Er weist den im Ausland immer wieder erhobenen Vorwurf zurück, daß Deutschland von einer Diktatur geknechtet werde.

Dreimal hat der Führer seit 1933 wählen lassen.

Das ist geschehen, weil auch wir an eine Demokratie glauben, freilich an eine andere wie die, die unse-

ren Gegnern vorschwebt. Vierzehn Jahre hat Adolf Hitler einst um die Macht gerungen, gerungen, indem er rang um das deutsche Volk, um sein Vertrauen und um seine Zustimmung. Und als wir endlich am 30. Januar 1933 gerufen wurden, da sind wir auf Grund der Gesetze der Demokratie selbst zur Macht gekommen.

Dann geht Adolf Hitler auf den furchtbaren Zusammenbruch in der Systemzeit ein:

„Im Jahre 1933 galt besonders die deutsche Wirtschaft als vollkommen verloren. Im Land und in der Stadt war das Schlimmste nicht nur das wirkliche Zusammenbrechen wirtschaftlicher Einrichtungen usw., sondern die damit verbundene allgemeine Hoffnungslosigkeit und Verzweiflung. Diese Überzeugung, daß es nun einmal ein zwangsläufiges Schicksal sei, dem man nicht mehr würde entgehen können. Eine Verzagtheit legte sich damals über die Nation, eine Gleichgültigkeit auf der einen Seite und eine irrsinnige Verwirrung auf der anderen. Während bürgerliche Kreise überhaupt nur mehr sprachen von dem unbedingten Ruin der Wirtschaft, sprachen und redeten marxistische davon, daß man diesem ganzen Staat und seiner Wirtschaft und seinem ganzen Leben einen letzten Todesstoß versetzen müßte.“**

„Wann war es je in Deutschland der Fall“, so fragt

der Führer, „daß auf zwei Menschen, die in Arbeit standen, schon einer kam, der von ihnen als Arbeitsloser erhalten werden mußte?“**

„Die Welt muß wissen, daß dieses scheinbare Deutschland von früher heute nicht mehr lebt.“ „Es hat in Wirklichkeit nie gelebt. Das wurde der übrigen Welt nur vorgetäuscht! Das deutsche Volk ist ehrlich und rein geblieben die ganzen Jahre hindurch, obgleich seine damaligen Verräter es durch den Sumpf zogen!“*

„Glauben Sie, als ich an diesem 30. Januar hier in die Wilhelmstraße einzog, da kamen nun Tag für Tag immer neue Hiobsbotschaften herein.“**

Diesen täglichen, das Leben und die wirtschaftliche Existenz unseres Volkes bedrohenden Gefahren konnte man nicht mit Parteien, Ländern, Konfessionen und dem ganzen politischen Durcheinander öffentlicher Instanzen begegnen.

Hier mußte ein geschlossenes Volk geschaffen und rasch gehandelt werden.

Dann rechnet der Führer scharf mit der Hetze der Emigranten und der Verständnislosigkeit mancher ausländischen Kreise ab:

„Der neue nationalsozialistische Staat und die nationalsozialistische Führung, sie sind wirklichkeitsnah. Sie haben niemals gedacht oder geträumt, die

deutsche Nation in Streitigkeiten zu verwickeln mit anderen Völkern. Sie wollen von diesen anderen Völkern nichts. Unserer ganzen Lehre nach lehnen wir es ab, andere Völker zu unterjochen. Wir wollen nicht, daß sie etwa künstlich zu Deutschen gemacht werden. Wir sind unserer Lehre nach eingestellt auf das Wesen unseres eigenen Volkes."

„Das Wesen dieser Völker, es wird bleiben wie es ist, die Auffassungen aber, sie können sich wenigstens in einigen großen und grundsätzlichen Richtungen hin vereinigen. Das ist das Ziel der deutschen Außenpolitik seit drei Jahren gewesen."**

„Wer aber glaubt, uns Ehre und gleiches Recht nicht zubilligen zu können, der soll nicht von Frieden reden! Der glaubt nicht an Frieden und will keinen Frieden. Der will den Unfrieden der Völker, um vielleicht in diesem Unfrieden politische Geschäfte machen zu können!

Seit drei Jahren kämpfe ich für diese Grundsätze des deutschen gleichen Rechtes. Niemand anderem wollen wir etwas nehmen, aber auch Deutschland nichts nehmen lassen! Wir wollen nicht die Ehre eines anderen angreifen, aber auch mit der deutschen Ehre nicht umspringen lassen, wie das aus dem Geist von Versailles geschieht!

Wir wollen nicht anderen Völkern ihren Frieden nehmen und ihre Freiheit, wir wollen aber auch unsere Freiheit haben und unseren Frieden!"*

„Wenn man von einer ‚symbolischen Handlung' spricht, die wir vollziehen sollen — die habe ich vollzogen! Ich habe der Welt ein Programm verkündet zu einem internationalen Frieden auf ein Vierteljahrhundert.

Dafür habe ich mein Wort und das Wort der Nation verpfändet. Ich rufe Deutschland auf, symbolisch am 29. März der anderen Welt zu zeigen, daß diese Geste seinem Willen entspricht. Und ich möchte — ich wiederhole es — die anderen Staatsmänner einladen, dieselbe symbolische Handlung vorzunehmen!"*

Unter den Klängen der alten Berliner Kampflieder verläßt der Führer mit Gauleiter Dr. Goebbels die Riesenhalle.

Standarten und Sturmfahnen marschieren an uns vorbei, während der Führer draußen die endlose Straße vom Funkturm bis zur Reichskanzlei durch das Spalier der jubelnden anderthalb Millionen zurückfährt, die ihn dort noch einmal sehen und noch einmal grüßen und noch einmal bekennen wollen:

Führer, wir stehen hinter dir!

Ich predige eine höhere Moral

Mittwoch, 25. März.

Am Anfang der Wahlreise waren die Abfahrten und Flüge oft von Stunde zu Stunde aufs neue verschoben worden. Die politische Aufregung, die in den fremden Hauptstädten nach dem Angebot des Führers vom 7. März entstanden war, wurde durch verrückteste Meldungen und Hetzgerüchte gerade in diesen unmittelbar auf den 7. März folgenden Tagen gesteigert und führte oftmals Situationen herbei, denen der Führer seine ganze Aufmerksamkeit schenken mußte.

Jetzt, in der letzten Wahlwoche aber, ist es gelungen, durch geschicktes Operieren in London gegenüber den Völkerbundsmächten eine Atempause zu erlangen. Sie kommt voll der innerdeutschen Mobilmachung für den Frieden zugute und so rollt alles mit minutiöser Pünktlichkeit ab. Es gibt fast keine Fahrplanänderungen mehr. Züge und Flugzeuge verlassen genau zur angesetzten Zeit ihre Bahnhöfe und Startplätze. Ich habe den Tag über im Berliner Haus des Rundfunks gearbeitet, am Nachmittag bis auf die letzte Minute diktiert und mich in den Wagen geworfen und fahre nun eilig zum Anhalter Bahnhof.

Der letzte Teil der großen Mobilmachung für den Frieden wird uns nach Mitteldeutschland und dann weiter nach dem Westen führen.

Leipzig, Essen und Köln heißen die Kampfplätze.

Mitten auf der Kantstraße bleibt mein Kompressor mit einem Knall stehen. Weiß der Teufel, was daran entzweigegangen ist. Schnell ein Taxi her. Der Taxichauffeur kommt mit solcher Gemütlichkeit angefahren, daß ich mir schon ungefähr ausrechnen kann, mit wieviel Minuten Verspätung ich nach der Abfahrt des Zuges am Bahnhof eintreffen werde.

Also den kürzeren Weg gewählt und von der Kantstraße schnell zum Funkhaus zurück. Dort steht ein zweiter Wagen. Wir werden auch damit nicht fertig, er springt nicht an. Dann noch ein dritter Wagen, der in der Sekunde für den Intendanten des Deutschlandsenders bereitgestellt ist. Intendant Stoffregen kommt gerade aus dem Hause. Es hilft nichts. Die Reise für den Führer muß vorgehen. Am liebsten würde ich in einem Höllentempo durch das Zentrum nach dem Anhalter Bahnhof rasen. Aber aller guten Dinge sind drei.

Wenn zwei Autos nicht fahren, so ist das dritte neu und noch gedrosselt, und an jeder Straßenecke fängt das rote Sperrsignal gerade dann zu leuchten an, wenn wir noch über die Kreuzung wollen. Mein

Fahrer schaukelt mit dem Oberkörper hin und her, als wäre er Bobweltmeister Kilian. Er schafft es auch. Im Dauerlauf von der Straße zum Bahnsteig komme ich genau auf die letzte Minute zum Zuge.

Wir trinken eine Tasse Kaffee mit dem Führer im Speisewagen.

Erinnerungen an die Zeit des deutschen Zusammenbruchs vor 1933 werden ausgetauscht.

Der Führer lacht, wenn ihm von den Berichten in Emigrantenzeitungen erzählt wird, wonach er nur in Begleitung schwerbewaffneter Söldner unter das Volk gehen könne.

„Wenn es wirklich irgendwo gefährlich wäre", sagt der Führer, „dann würde ich mitten hineingehen!"

Auf einmal sind wir im Gespräch bei dem beliebten Symbol der Novemberrepublik angelangt, dem Gummiknüppel. Die SA. und SS., die heute auf den Straßen absperrt, trägt keinerlei Waffen. Die Ordnung ist unendlich viel besser gesichert, als wenn mit Gummiknüppeln bewaffnete Polizisten sie erprügeln wollten.

„Als ich sofort nach dem 30. Januar den Gummiknüppel abschaffen wollte", so erzählt uns der Führer, „da wurde mir von allen Seiten entgegengehalten, daß dann in vier Wochen eine heillose Unordnung auf den Straßen die Folge sein müßte. Nur mit dem

Gummiknüppel könne man sich durchsetzen. Ich habe den Gummiknüppel abgeschafft", so sagt er, „denn ein Volk prügelt man nicht wie junge Hunde. Das deutsche Volk ist ordentlich und diszipliniert geworden. Wir kommen ohne ihn besser aus."

Der Führer glaubt mehr an die Kraft der Persönlichkeit und an die Überzeugungskraft seines redlichen Willens als an den Schutz durch Bajonette oder Gummiknüppel. Er will sich unter seinen Volksgenossen frei bewegen, will, so wie er es auch in seinen Reden sagt, Volksgenosse unter Volksgenossen sein und weiß, daß er hier nicht Furcht, sondern nur allseitige Liebe genießt und deshalb auch nichts zu fürchten hat.

Reichsstatthalter Gauleiter Mutschmann begrüßt den Führer zusammen mit dem Reichsorganisationsleiter und Führer der Deutschen Arbeitsfront Dr. Ley, auf dem Hauptbahnhof in Leipzig.

Kurz danach geht es durch die nachtdunkle, von unzähligen Kerzen und Lichtern erhellte Stadt. Viele Hunderttausende stehen in den Straßen und grüßen von Balkonen und Fenstern. Bei der Einfahrt in das Ausstellungsgelände sehen wir links, von Scheinwerfern angestrahlt, das monumentale Völkerschlachtdenkmal aufleuchten. Nun stehen wir in der Halle. Sie weist keine Ränge wie die Deutschlandhalle auf,

ist aber sonst im Stil ähnlich weiträumig und pfeilerlos gebaut. Ein roter, zwei Meter hoher Saum läuft als Schmuckleiste in halber Höhe durch die ganze Halle. Die vornehmen, mattgrauen Wände sind in regelmäßiger Anordnung mit den Bannern der Bewegung geschmückt. Am Sprechermikrophon treffe ich den Intendanten Stueber, der mir Bericht über die Staffelreportage gibt.

Auf einem frei und hoch stehenden Podium, das ausschließlich für den Redner zur Verfügung steht, spricht erst Dr. Ley, dann der Führer. Der Leiter der Deutschen Arbeitsfront ruft seinen Arbeitskameraden zu:

„Deutscher Arbeiter, du bist in Deutschland nicht mehr allein, Adolf Hitler sorgt sich um dich!"

„Jeder von uns hat das Gefühl, dieser Mann sorgt sich um uns."

„Deutschland ist allein gerettet worden durch Adolf Hitler und seinen Glauben an Deutschland."

„Ein Kind liebt seine Mutter nicht, weil sie reich oder arm ist, das weiß das Kind nicht. Es liebt seine Mutter, weil es fühlt, daß sie sich um sein Leben sorgt."

„Ich bin", so sagt Dr. Ley, „oft von Ausländern gefragt worden, was ich in der Arbeitsfront für ein

Rezept habe. Ich habe ihnen geantwortet, daß ich nur ein Rezept habe, es heißt: Adolf Hitler."

Stürmisch begrüßt richtet nun der Führer einen Appell an seine Volksgenossen:

„Was bin ich selbst dieser anderen Welt gegenüber? Einer unter so viel Millionen. — Allein bin ich nichts. Mit euch bin ich der Vertreter der stärksten Kraft, die es heute auf der Welt gibt."

„Für sie ist Demokratie gleichbedeutend mit all den Erscheinungen des Völkerzerfalls und der Verwirrnis und der Zerrüttung, die wir ja auch kennengelernt haben. Für uns ist Demokratie nichts anderes, als die Art, dem inneren Willen des Volkes, der inneren Auffassung eines Volkes, dem gesunden Menschenverstand eines Volkes und seinem natürlichen Selbsterhaltungstrieb sowohl als seinem Ehrgefühl einen passenden und wirksamen Ausdruck zu verleihen.

Ich sage, einen wirksamen Ausdruck, denn, meine Volksgenossen, die Demokratie ist auch nur ein Mittel zum Zweck. Die Völker leben nicht für Diktaturen, sie leben nicht für Demokratien, sie leben auch nicht für Parteien, sie leben nicht für einzelne Menschen, sondern alle diese Erscheinungen haben nur dann einen Sinn und eine innere Berechtigung, wenn sie im Dienste der Völker sich als nützlich erweisen, und somit

wird die Richtigkeit jeder Erscheinung gemessen werden an ihrem sichtbaren nützlichen Erfolg.

Und ich kann unsere deutsche Demokratie wohl der Prüfung des deutschen Volkes, und ich glaube, sogar der Welt unterstellen. Vielleicht wird man sie nicht überall begrüßen, allein nicht deshalb, weil sie für unser Volk schlecht ist, sondern ich glaube, weil sie vielleicht von vielen als zu gut angesehen wird für unser deutsches Volk."**

Und nun erläutert er das Verhältnis von Demokratie und Führerprinzip.

„Ich habe es nun auf mich genommen, unzählige Entschlüsse in dieser Zeit zu treffen, ich weiß jetzt nicht wieviele tausend es gewesen sind. — Lauter schwere Entschlüsse, und überall steht mein Name darunter, nicht eine anonyme Mehrheit.

Aber ich war der Meinung, daß kein Dokument mehr in Deutschland hinausgehen darf, unter dem nicht ein Name steht, der dafür verantwortlich ist." —

„Wir sind fähig, auch das Größte zu lösen und das Größte in Angriff zu nehmen."**

„Sie kennen das Problem, das uns gestellt ist. Nachdem ein anderer Staat selbst den Sinn eines für Deutschland mit so schweren Opfern verbundenen Vertrages dem Buchstaben und dem Gehalt nach gebrochen hat, habe ich die Konsequenzen gezogen und

diesen Vertrag auch für Deutschland als erloschen erklärt. Und ich habe damit die Souveränität des Reiches über dieses große Gebiet des Westens wieder in vollem Umfange hergestellt. Ich habe zugleich damit dieser anderen Welt aus dem Geiste unserer nationalsozialistischen Auffassung und Weltanschauung heraus die Hand zur Verständigung gegeben und geboten. So wie wir im Inneren nicht aufbauen auf Gewalt, denn dann, meine Volksgenossen, brauchte ich Sie nicht zu dieser Wahl bitten, sondern wie wir im Inneren uns aufbauen wollen auf dem großen Gedanken des Vertrauens und der Übereinstimmung, so wollen wir auch glauben, daß es in Europa eine dauernde und gesegnete Friedensordnung nur dann geben kann, wenn an Stelle der Gewalt und der Unterdrückung und der Zweiteilung der Völker und der Minderberechtigung der Völker endlich ihre Gleichberechtigung tritt.

Es ist kein neues Gebot, das wir damit aufstellen, sondern eine uralte selbstverständliche Wahrheit. Wenn man mir nun demgegenüber erklärt, hier sind Paragraphen eines Vertrages, oder hier sind die Buchstaben dieses Vertrages, so kann ich ihnen nur sagen: diesen

Vertrag legt ihr so aus, und wir legen ihn so aus. Ihr seid nicht berufen, unsere Richter zu sein. Ich selbst unterstelle mich eurem Urteil nicht, ich bin verantwortlich dem deutschen Volk und nicht eurem Rat.

Ihr deutet auf Paragraphen, und ich predige eine höhere Moral.

Ihr verbündet euch mit Buchstaben, und ich appelliere an ein ewiges Recht, an das Recht der Selbstbehauptung jedes Volkes.

Ihr redet im Namen einer vergänglichen Rechtsinstanz, und ich rede im Namen einer ewigen Volksinstanz. Und damit ihr nicht die Lage verkennt und meint, das ist nur einer, der so redet, habe ich das Volk aufgerufen, es soll mein Zeuge sein, daß es genau so denkt, wie ich denke, daß es sich mit mir verbunden fühlt in diesem Kampf um die deutsche Gegenwart und um die deutsche Zukunft. Es soll beweisen, daß es in Deutschland nicht zwei Ehrauffassungen gibt, die Ehrauffassung eines Führers und die Ehrauffassung eines Volkes, daß es nicht zwei Begriffe gibt über Lebensrecht und Gleichberechtigung, die Begriffe des Führers und die Begriffe der Nation, sondern die Welt soll sehen, daß diese Begriffe alle nur ein Begriff sind, daß ich nichts anderes ausgesprochen habe, als was das Volk ausspricht, und nichts anderes geboten habe, als was das Volk selbst bietet und damit billigt."**

Zum ersten Male links des Rheins

Donnerstag, 26. März.

Der Führer wird auch heute wieder mit dem Sonderzug fahren. Ich will aber bereits früh in Ludwigshafen sein. Und so geht es gegen 6.30 Uhr morgens schon im Kraftwagen zum Flughafen Tempelhof. Der Regen peitscht mit so dicken Tropfen gegen unsere Scheiben, daß trotz des hin- und herfahrenden Scheibenwischers fast nichts zu sehen ist. Auf 7 Uhr ist der Start festgesetzt. Wir haben aber wegen der Einholung der letzten Wetternachrichten einige Minuten Startverzögerung. Schließlich meldet der Flugleiter, daß er noch nicht sagen könne, ob eine Landemöglichkeit in Frankfurt, Mannheim oder Stuttgart besteht. Vorläufig melden alle drei Flugplätze starken Bodennebel und schlechtes Wetter. Da wir aber mit unserem Rundfunkflugzeug auf jeden Fall nach Ludwigshafen müssen und Stuttgart und Frankfurt immer noch näher bei Ludwigshafen liegen als Berlin, und da der Führer bereits in neun Stunden im Hindenburgpark in Ludwigshafen sprechen soll, so bleibt uns gar nichts anderes übrig, als jetzt zu sagen: wir fliegen los und müssen eben zusehen, wie wir wieder herunterkommen.

Wo und wie, das muß der Pilot dann sehen, der unterwegs durch Funkspruch die Wetteränderungen übermittelt bekommt. Bis jetzt hat der Wettergott ja immer Einsicht in die Notwendigkeiten unseres Wahlkampfes gehabt.

Unser Flugzeug mit dem Übertragungstrupp „C", unter Leitung von Oberingenieur Augustin, ist nun schon ein dutzendmal kreuz und quer durch Deutschland geflogen mit samt seinen schweren technischen Geräten, und ist immer wieder richtig unten angekommen. Also wird es auch schon diesmal klappen. Manchmal hat die Maschine schon auf „Teufel komm 'raus" fliegen müssen, um ihre Arbeit für den Führer zu tun.

Als in Königsberg gestartet wurde, da war die Maschine zu schwer und das Flugfeld weich von der ostpreußischen Schneeschmelze.

Zwei Mann mußten gleich wieder heraus und wurden dann von dem Kommandeur der Leibstandarte, Sepp Dietrich, in seinem Flugzeug mitgenommen. So hilft einer dem anderen aus, alle im gemeinsamen Dienst an der Sache. Die Maschine schleppt zweitausendneunhundert Kilo Nutzlast mit sich herum, darunter Spezialrundfunkgerät, das einheitlich an allen Stellen für die Führerkundgebungen eingesetzt wird.

Wir starten und sind schon nach hundert Meter in

dichten treibenden Wolken. Auch in zweihundert, fünfhundert und schließlich achtzehnhundert Meter Höhe bleibt es ein dicker grauer Brei. Auf einmal höre ich durch das Brummen der Motore hindurch jemand von Morgengymnastik reden, und Musik klingt auf. Augustin hat einen kleinen Kofferempfänger auf den Knien und macht Musik. Sie ist sogar trotz des Motorgeräusches recht gut und störungsfrei zu hören. Man merkt eben gleich, daß man bei Rundfunkleuten ist. Die Techniker und Ingenieure vom Übertragungstrupp „C" führen in ganz Deutschland die Übertragung der Führerkundgebungen durch und fliegen nun schon seit zwei Wochen kreuz und quer von Osten nach Westen. Diese Männer haben mit die aufreibendste und schwerste Arbeit des ganzen Wahlkampfes zu leisten. Irgendwann morgens um 6 oder 7 Uhr haben sie auf den Kreuzflügen durch Deutschland eine Stunde oder zwei Stunden Aufenthalt im Flughafen Tempelhof, dann sitzen ihre Frauen, manchmal auch ihre Kinder dort und warten auf sie. Dann müssen sie von den Flügen für Adolf Hitler erzählen und was es alles für den Rundfunk dabei zu tun gibt, und schon nach kurzer, allzu kurzer Zeit winken Frauen und Kinder wieder mit den Taschentüchern, und die Maschine erhebt sich zu neuen Flügen nach dem Rhein oder an die Oder.

Nun fliegen wir schon über eine Stunde, das Wetter ist noch immer nicht besser geworden, und wir sind neugierig, wo wir eigentlich landen werden. Zwar kam die Sonne hier oben auf einige Minuten durch und warf breite, wasserziehende Strahlen senkrecht auf die Wolkendecke, aber der Funker meldet überall Bodennebel, vor allen Dingen in Mannheim selbst, das unser eigentliches Flugziel ist. So bleibt schließlich, als uns die Funkmeldung von Frankfurt erreicht, daß sich nur dort der Bodennebel gehoben hat, nichts anderes übrig, als auf dem Flugfeld in Frankfurt herunterzugehen. Ich hatte schon durch Funk den Reichssender Frankfurt zehn Minuten vorher bitten lassen, drei Kraftwagen zum Flughafen herauszuschicken, mit denen wir notfalls sofort nach Mannheim weiterfahren können. Einer dieser Wagen ist schon eingetroffen, und der Fahrer meldet mir, daß ein zweiter Wagen folgen würde, ein dritter aber im Augenblick nicht zu beschaffen sei und alle Wagen um 10 Uhr — jetzt ist es 9 Uhr — wieder zum Sender zurück müßten; denn der Reichssender Frankfurt hat heute die Übertragung der Rede des Reichsernährungsministers Darré durchzuführen.

Wir brauchen aber die Wagen mindestens zweieinhalb Stunden, um nach Ludwigshafen zu kommen, wenn wir die Rückfahrt der Wagen mit einrechnen.

Da kommt zum Glück die Meldung, daß nun auch der Flughafen in Mannheim nebelfrei ist. Wir steigen sofort wieder auf, nachdem unser Pilot vorsichtshalber noch einmal gründlich getankt hat, denn bei so unbeständigem Wetter kann man nicht wissen, ob man nicht doch einmal gezwungen wird, längere Zeit einfach auf einer bestimmten Höhe in der Luft herumzukutschieren, und da ist es dann peinlich, wenn man zu wenig Benzin im Tank hat. Wir sehen aber schon nach dem Aufsteigen, daß sich die Wolkendecke allmählich zu lichten beginnt und wahrscheinlich ein schöner Tag heraufkommt.

Wir fliegen über der Reichsautobahn und erblicken das große, schon gut planierte Gelände des neuen rhein-mainischen Weltflughafens.

Aus dem Dunst wird der Bau der Riesenluftschiffhalle sichtbar. Augustin frischt Erinnerungen an ein altes Unrecht auf, das hier dem ganzen Stand der Rundfunktechniker zugefügt wurde. Wir fliegen nämlich gerade über dem Kilometer 4 der Reichsautobahn.

Vor knapp einem Jahr, am 19. Mai 1935, eröffnete der Führer hier die erste Strecke der Reichsautobahn. Die Reichssendeleitung hatte hierfür einen Kurzwellenwagen in Betrieb genommen, der parallel mit dem Führer auf der zweiten Straße der Reichs-

autobahn die Eröffnungsfahrt mitmachte und Bericht über alle Rundfunksender gab.

Die ganze Strecke bis nach Darmstadt war dicht mit Menschen besetzt. Zwischen ihnen standen in Abständen von zwei, drei und vier Kilometern unsere Rundfunksprecher mit Aufnahmegeräten und Mikrophonen. Wir hatten eine sogenannte Konferenzschaltung, so daß vom Kurzwellenwagen aus zu den einzelnen Sprechern hin- und zurückgesprochen werden konnte. Alle Übertragungsstellen, mit Ausnahme der Ü-Stelle am Kilometer 4, waren von Rundfunksprechern besetzt. Bei der Regiebesprechung vorher war festgestellt worden, daß kein Sprecher mehr für den Kilometer 4 zur Verfügung stand. Großzügig hatte Oberingenieur Becker in Frankfurt a. M. erklärt, das mache gar nichts aus, die paar Worte, die zu sprechen wären, die könne auch der Techniker reden.

Ich hatte diesen einfachen Vorschlag gern angenommen und wollte nun während der Fahrt den Bericht auf den Kilometer 4 geben. Ich rief deshalb die Übertragungsstelle auf Kilometer 4 an.

Niemand meldete sich. Ich rief noch einmal: „Hallo, Kilometer 4, melden Sie sich!“ Und als wieder keine Antwort erfolgte, machte ich die nüchterne Feststellung, die durch das Mikrophon über alle Rundfunksender weiterverbreitet wurde:

„Der Sprecher am Kilometer 4 schläft offenbar."

Es hat nachher Rundfunkhörer gegeben, die uns mitteilten, sie hätten sich vor Vergnügen auf die Schenkel geschlagen und wünschten, daß es bei jeder der Reportagen in Zukunft einen Kilometer 4 gäbe. Andere sind darüber weniger erfreut gewesen und haben mich in energischen Briefen zurechtgewiesen. Sie hatten sich in ihrer Phantasie ordentlich ausgemalt, wie dem armen Sprecher am Kilometer 4 der Schreck in die Knochen gefahren sein muß, als ich plötzlich vor den Ohren von zwanzig Millionen deutschen Rundfunkhörern die Feststellung machte, er sei offenbar eingeschlafen, während der Führer über die Autobahn fahre. Es sei von mir eine beispiellose Brutalität gewesen, den armen Mann so vor dem ganzen deutschen Volk zu blamieren. Vielleicht habe er endlos lange Nächte durchgewacht und durchgearbeitet und sei nun hier im letzten entscheidenden Augenblick erschöpft über seinem Mikrophon zusammengebrochen. Ich kann gegenüber diesen leidvollen Ergüssen barmherziger Rundfunkhörer hier nunmehr das Geheimnis des Kilometers 4 auf der Reichsautobahn in Frankfurt am Main aufklären.

Es war also gar kein Rundfunksprecher da, sondern ein Techniker, der auf den Anruf antworten sollte. Er schlief auch nicht, wie ich ihm unglücklicherweise vor-

geworfen hatte. Es war aber eine kleine technische Fehldisposition vorgekommen.

Der Empfangsapparat, auf dem er unseren Anruf hörte, stand nämlich hundert Meter rechts im Walde, und das Mikrophon, auf dem er uns antworten mußte, stand direkt an der Autobahn, weil eben mit einer Zwei-Mann-Besetzung gerechnet worden war. Nun aber war der Techniker allein geblieben. Als der arme Mann unseren Anruf hörte, begann er wie ein olympisch trainierter Renner im Dauerlauf nach dem Mikrophon zu laufen, um zu antworten. Als er atemlos am Mikrophon ankam, hatte ich aber schon die tragische Feststellung gemacht, daß er offenbar schlafe, und sein Mikrophon wieder abschalten lassen. Infolgedessen ging sein Antwortruf verloren. Das ereignete sich im Laufe dieses Tages noch drei- oder viermal. Jedesmal rannte der Unglückliche wie ein Wahnsinniger entweder vom Mikrophon zum Empfänger, um zu hören, ob er gerufen wurde, oder vom Empfänger zum Mikrophon, um auf den Anruf zu antworten und kam jedesmal zu spät.

Über diesen lustigen Zwischenfall unterhielten wir uns, als wir in diesen Minuten wieder den Kilometer 4 der Reichsautobahn überflogen. Wenig später setzt uns Kapitän Puhrmann sanft auf dem inzwischen nebelfreien Flugfeld in Mannheim nieder, wo Inten-

dant Dr. Bofinger, Stuttgart, und Intendant Dr. Raskin aus Saarbrücken mich bereits erwarten. In rascher Fahrt geht es zum Palasthotel nach Mannheim, wo dichte Menschenmassen und Jungen und Mädel mit Blumen stehen. Wir sagen ihnen wohl ein dutzendmal vergeblich, daß der Führer hier nicht herkommen wird und daß sie ganz umsonst auf ihn warten. Sie wollen es einfach nicht glauben. Sie entgegnen uns, das wüßten sie viel besser, und bleiben da. Als Oberregierungsrat Gutterer, der auch hier die Kundgebungen organisiert, ihnen auseinandersetzt, daß er es ja schließlich wissen müßte, wo der Führer eintrifft, da lassen sie sich ganz, ganz langsam dazu bekehren, und einzelne verschwinden dann, um den Führer am Bahnhof Ludwigshafen abzuholen.

Im Hotel in Mannheim war plötzlich ein vierzehnjähriger Hitlerjunge bei mir aufgetaucht, der dort durchaus so lange auf den Führer warten wollte, bis er ihm ein paar Blumen überreichen könnte. Ich hatte ihn in meinem Wagen dann mitgenommen, er war auch glücklich durch die Sperre auf dem Bahnhof in Ludwigshafen hindurchgerutscht und stand nun am Ausgang des Bahnsteigs, um dem Führer als erster sein Rosenbukett zu überreichen. Drei Schritt weiter wurde der Führer schon von fünf kleinen Mädels um-

drängt, die ihm Feldblumen, erste Blütenzweige vom Rhein und schönen Flieder übergeben.

Die Fahrt durch die Straßen gleicht dem Triumphzug eines Frühlingsgottes.

Alle Häuser leuchten rot im Schmuck der Flaggen.

Hier gibt es buchstäblich kein Fenster, das nicht festlich geputzt wäre. Neben den zahllosen großen und kleinen Flaggen und Wimpeln sind alle Fenster dicht mit kleinen Papierfähnchen besteckt, die Straßen von Girlanden überzogen, Transparente und Führerbilder grüßen, und vom Boden bis zum Dach sind die Häuser mit Menschen vollgepfropft. Auf den Straßen selbst stehen sie in fünf-, sechs-, achtfacher Reihe, darunter Zehntausende von Kindern. Seit Breslau ist ja dies die erste Kundgebung, die wir nicht am Abend, sondern am Nachmittag abhalten, und nun ist die Jugend der ganzen Umgebung zusammengeströmt. Die kleinen Kerle stehen und gucken der SS., die die Absperrung hat, und der SA. unter den Schultern und unter den Armen durch, sie haben sich vielfach mit gekreuzten Beinen einfach zwischen die Füße der Absperrmannschaften gesetzt, sie stecken den Kopf durch die Sperrkette und warten nun auf den geeigneten Augenblick, um mit einem Male quer über die Straße zum Führerwagen zu laufen und Adolf Hitler persönlich die Hand zu schütteln. Die Sperrketten stehen eisern und un-

beweglich, aber wohl ein oder zwei dutzendmal auf dieser Fahrt stürmt die Jugend trotzdem einfach zwischen die Wagen. Immer wieder bricht ein leidenschaftlicher Jubel los, wenn der Führer sich den Kleinen zuwendet.

Die Bevölkerung dieses Gebietes ist zu mehr als neun Zehnteln katholisch. Vom Turm der katholischen Kirche, an der wir jetzt vorbeifahren, wehen ein halbes Dutzend Riesenhakenkreuzfahnen.

Mit beinahe südlichem Temperament machen die Menschen ihrer Begeisterung Luft.

Ein Junge hat sich die Steigeisen seines Vaters besorgt, der vielleicht ein Telegraphenarbeiter bei der Reichspost ist, und ist nun einfach den glatten hölzernen Mast einer Telegraphenstange bis auf dreiviertel Höhe hinaufgestiegen. Von da ruft und schreit er wie ein Besessener sein „Heil Hitler", bis der Führer ihn erblickt und ihm zulacht. Ein anderer ist den glatten Eisenmast einer Bogenlampe hinaufgeklettert und hält sich nun dort krampfhaft so lange fest, bis der Führer vorbei ist. Dann öffnet er seinen Kletterschluß und saust wie in der Turnhalle an der Kletterstange senkrecht wieder herunter.

Menschen, die sich den Erfolg der nationalsozialistischen Bewegung nicht erklären können und den inneren Geist der Bewegung niemals erfühlt haben,

glauben manchmal in einem rein äußerlichen schematischen Sinne, die nationalsozialistische Bewegung habe sich durch ihre guten Redner das deutsche Volk erobert. Und wenn sie dann einmal einen nationalsozialistischen Redner hören, dann sind sie enttäuscht, weil sie Wunder von Gelehrsamkeit und Redekunst erwarten.

In Wirklichkeit hat die nationalsozialistische Bewegung gar keine Redekünstler. Ihre großen Redner haben wohl niemals eine Rednerschule besucht und geben sich auch gar keine Mühe, irgendwie schulmäßig oder kunstvoll zu reden. Sicherlich liegt das Geheimnis der nationalsozialistischen Erfolge in den Reden. Aber nicht darin, daß diese Reden nun in einer geheimnisvollen Weise kunstvoll wären, sondern darin, daß sie kunstlos, d. h. ganz natürlich sind. Was gibt es Natürlicheres und Menschlicheres, als wenn Gauleiter Bürckel, der Rückeroberer der deutschen Saar, die Führerkundgebung im Hindenburgpark in Ludwigshafen mit den Worten eröffnet:

„Was soll ich Ihnen, mein Führer, anderes sagen, als daß wir so glücklich sind, Sie zu besitzen. Alle, ohne Ausnahme, stehen mit gleicher Treue zu Ihnen, und je kleiner die Hütte, um so größer die Liebe, die Ihnen hier entgegenschlägt."

Der Führer spricht hier im ehemals besetzten Gebiet links des Rheins und gegenüber der französischen

Grenze vielleicht noch eindringlicher und aufrüttelnder vom Frieden.

Er lehnt die Flickschusterei der kleinen schlechten Politiker ab, die immer nur den nächsten Tag sehen:

„Das ist Tagesarbeit von heute auf morgen.“**

Man muß die ganze Zukunft neu gestalten, um so mehr, als wir wirklich eine innere Sehnsucht nach dem Frieden besitzen.

Ich sitze oben auf dem Podium fast genau hinter dem Führer. Es ist schön, so aus nächster Nähe dem Redner Hitler zuzuschauen. Wenn er vom Frieden spricht, dann hebt er beschwörend beide Hände, und ich sehe die fein gebildete und unendlich linienreiche Innenfläche der Hand des Führers, als er sagt:

„So wie wir im Innern eine große Versöhnung im deutschen Volk durchführten, so kann sie auch nur nach außen stattfinden.“**

Seine Hände liegen dabei dicht nebeneinander, so, als forme er ein kostbares Material zu einem Kunstwerk.

Diese unendlich feingliedrige Hand mit den starken Knoten an den Fingerknöcheln, der wunderbaren Zeichnung der Adern und einem Linienwerk auf der Innenfläche, wie ich es so reich und vielfältig noch in der Hand keines Menschen gesehen habe, diese Hand ist das Werkzeug eines ebenso tausendfältigen Geistes

und einer ebenso feingliedrigen und reichen Seele. Es ist die Hand eines Künstlers, eines großen Gestalters. Allerdings versteht diese Hand auch die Waffe zu führen. Fast fünf Jahre hat der Staatsmann Hitler als Musketier mit dem Gewehr in der Faust seinen Dienst für Deutschland getan.

Und als Arbeiter der Stirn und der Faust rief er einst in anderthalb Jahrzehnte langem Kampf das deutsche Volk zur Zusammenarbeit und zur Vernunft auf.

Auch jetzt wieder ballt sich die Hand des Führers zur muskulösen und harten Faust, als er in beherrschter Ruhe die Worte spricht:

„Niemals werde ich mich von jemand unterdrücken lassen, und stets will ich in einem ewigen Appell an die Vernunft und an die Einsicht und an den Verstand das ganze Volk zusammenfassen."

„Und nicht anders sehe ich auch die großen europäischen Probleme. Es gibt hier keine Sieger und keine Besiegten."

Der Führer wendet sich ebenso eindringlich an das deutsche Volk wie an fremde Nationen:

„Es genügt nicht, daß man sagt, das deutsche Volk ist intelligent. Ja, das wissen wir.

Es genügt auch nicht, daß man sagt, das deutsche Volk ist fleißig, das wissen wir auch."

„Dieses Volk muß erfüllt sein von einem absoluten Glauben an die Fähigkeit zu leben, an das Recht zu leben und auch an die Kraft, dieses Leben zu gestalten."

„Es gibt hier in Europa keine Sieger und keine Besiegten, keine anständigen Völker und unanständige Völker, keine berechtigten Völker und rechtlose Völker."

„Soll Europa aus diesem Wahnsinn heraus, aus dieser Versailler Mentalität, dieser Scheidung in Rechtsvölker und in nichtberechtigte Völker, in Sieger und Besiegte, in Herrschende und Unterworfene, oder soll es noch weiter darin bleiben?"

„Wir wollen jedem Volk die Hand reichen, und zwar einfach aus Vernunft heraus."

„Wir sind ein Volk, das denkt."

„Es könnte nichts Herrlicheres geben, als wenn es uns gelingen würde, diese ganze Sorge und die Angst von Europa wegzunehmen."**

„Sie wissen, wie mich das Frühjahr 1933 schon zwang, vor der Welt das Recht des deutschen Volkes zu vertreten, wie ich damals zum erstenmal zwei Grundsätze aufstellte.

Deutschland beansprucht für sich dieselben Rechte, wie sie andere Völker auch besitzen.

Deutschland besteht auf seiner Ehre.

Deutschland besteht auf seiner Gleichberechtigung

und damit auf den allgemeinen Voraussetzungen, die dieser Welt im Völkerleben gegeben sind.

Zweitens aber:

Deutschland hat keinen anderen Wunsch, als im Rahmen dieser Gleichschaltung der Rechte auch an gleichen Pflichten teilzunehmen, und es wünscht vor allem nichts anderes, als mit seinen Nachbarn friedlich und freundschaftlich zu leben.

Das habe ich im Frühjahr 1933 zum erstenmal im Deutschen Reichstag proklamiert.

Ich konnte es tun, denn es entspricht das so ganz unserer nationalsozialistischen Geisteshaltung und Weltanschauung.

Als Nationalsozialist lehne ich jeden Versuch, fremde Völker zu unterdrücken, um sie etwa ihrer Nationalität zu entfremden, als untauglich, ja unvernünftig ab.

Unsere vom Ausland so ganz und gar verkannte Rassenlehre besagt, daß kein Volk versuchen soll, die ihm innewohnende Seele in eine andere Rasse hineinpressen zu wollen. Denn das kann nicht gelingen, es wird dann nur ein zerrissener Mensch übrigbleiben. Das Äußere und das Innere wird nicht mehr miteinander übereinstimmen. Daraus kommt dann nur Unsegen, Unglück für ein Volk.

Diese innere Zerrissenheit beginnt dann die Men-

schen wurzellos zu machen, sie verlieren den festen Boden unter den Füßen. —

Die Völker sind gottgewollte Erscheinungen, die Menschen sollen sie nicht ändern, sie können sie auch gar nicht ändern, sie können sie nur verderben.

Wir haben diese großen Grundsätze unserer nationalsozialistischen Weltauffassung ja nur in das politische Leben zu übertragen, um die Begründung für unsere für Europa vielleicht ganz unverständliche Friedensliebe zu erhalten."**

Wie kann man gegenüber diesem Friedensappell des Führers, so wie das im Locarno-Memorandum auf der letzten Londoner Konferenz geschehen ist, vom deutschen Volk zuerst die Unterwerfung verlangen?

Unter tosender Zustimmung ruft der Führer:

„Was fällt dieser Welt denn eigentlich ein? Sie vergißt ganz, daß hier nicht ein Negerstamm, sondern ein europäisches Volk von einer tausendjährigen Kultur und siebenundsechzig Millionen Menschen steht!"**

Dann rechnet der Führer scharf mit der Geheimdiplomatie und den Generalstabsbesprechungen der Locarno-Mächte ab:

„Ich will keine Geheimdokumente verfassen und keine Geheimbündnisse schließen! Ich versichere Sie, meine Volksgenossen, ich werde niemals Deutschland zu etwas verpflichten, was nicht das ganze deutsche Volk

weiß! Ich werde nicht erlauben, daß der deutsche Generalstab mit irgend jemand militärische Abmachungen trifft, von denen die Öffentlichkeit nichts weiß. Nein, das werde ich nicht tun!

Ich glaube nicht an den Vorteil und die Vorzüge eines solchen Verfahrens. Wenn ich heute der Welt ein Angebot mache, dann mache nicht ich dieses Angebot, sondern das ganze deutsche Volk macht es durch mich!

Und wenn ich umgekehrt etwas ablehne, dann kann man genau so überzeugt sein, dann lehnt dies das deutsche Volk ab!"*

In der deutschen Waffenschmiede

Freitag, 27. März.

In der Reichskanzlei habe ich dem Führer während der vorigen Woche einmal schildern können, wie wir die mächtige Lokomotivbauhalle der Kruppwerke für die Kundgebung herrichten wollen. Dort ist gerade eine achtachsige moderne D-Zug-Lokomotive mit Tender in der Montage. Der Dampfkessel ist noch nicht montiert. Das mächtige zehn oder fünfzehn Meter lange Fahrgestell, das fast zwei Meter hoch ist, soll in eins der mittleren Hallenschiffe gefahren werden. Wir wollen ein paar Bohlen darüber decken, und von da aus soll der Führer dann sprechen.

Es ist bei solchen Gelegenheiten immer wieder erstaunlich, zu erfahren, wie genau der Führer über alles unterrichtet ist und einmal Gesehenes fest im Gedächtnis behält. Die Halle besteht aus neunzehn Werkstattschiffen und hat eine Länge von dreihundert Metern bei einer Breite von zweihundertundsiebzig Metern. Achtzigtausend Quadratmeter, das sind rund dreißig preußische Morgen, stehen als Versammlungsraum zur Verfügung. Dreiundachtzig Krane und eintausend Werkzeugmaschinen arbeiten hier im Dienst des Menschen.

Es ist die größte Arbeitshalle Europas. Nach dem Zusammenbruch waren in den Kruppwerken nur noch achtzehntausend Arbeiter tätig, die größtenteils Kurzarbeit leisteten. Dem Aufbauwerk des Führers verdanken wir es, daß nun weit über vierzigtausend Männer hier wieder Arbeit finden.

Aber ich sage dem Führer hiermit gar nichts Neues, er winkt ab und sagt, er kenne die Halle, und erzählt mir nun seinerseits, was neben dem Lokomotivbau zur Zeit noch an Fabrikation in den Hallen läuft.

Bei dieser Besprechung hat der Führer den Befehl gegeben, in Essen den Kurzwellenwagen der Reichssendeleitung einzusetzen. Dieser Wagen wird unmittelbar hinter dem Führer fahren und mit seinem Mikrophon den Jubel der Menschenmassen einfangen. So ist die Möglichkeit gegeben, den Führer zum erstenmal bei der Fahrt zu einer Kundgebung ununterbrochen zu begleiten und von den Eindrücken der Fahrt durch die dichten Menschenspaliere eine Schilderung zu geben. Unser Kurzwellenwagen ist ein gewöhnlicher schwarzer, offener Mercedeswagen, den ein Fahrer vom Reichssender Köln betreuen wird. Außer dem Techniker zur Bedienung des Senders wird nur noch für Intendant Dr. Glasmeier und mich in dem Wagen Platz sein. Auf den Notsitzen ist die Kurzwellenapparatur montiert worden, die aus einem kleinen Sender besteht.

Eine vielleicht einen Meter hohe Stange ragt aus dem Wagen heraus. An ihrer Spitze befindet sich eine kleine Metallscheibe, nicht größer als der Deckel einer Konservendose. Das ist unsere Antenne. Über diese Antenne strahlen wir auf der kurzen Welle unsere Sendung aus. An verschiedenen Stellen der Stadt wird dann diese Sendung mit Kurzwellengeräten empfangen und nun auf den Reichssender Köln und die übrigen deutschen Rundfunksender gegeben. Der Reichssender Köln strahlt dann unsere so empfangene Sendung mit seiner normalen Wellenlänge von vierhundertsechsundfünfzig Metern aus.

Wir haben nun neben unserem Kurzwellensender noch einen normalen Lang- und Mittelwellenempfänger im Wagen. Dieser Empfänger nimmt die Sendung des Reichssenders Köln auf, und durch die Kopfhörer können wir feststellen, daß die Geräusche, der Jubel und die Erklärungen, die wir über das Mikrophon abgeben, auch wirklich über den Sender gehen. Das, was wir im Kopfhörer hören, das hören auch zu gleicher Zeit alle deutschen Rundfunkhörer.

Da wir den Kurzwellenwagen erstmalig bei einer so wichtigen Kundgebung des Führers einsetzen, so haben wir als Reserve unsere besten Rundfunksprecher an den Übertragungsstellen entlang der Durchfahrtsstraße verteilt. Sie hören ebenfalls mit Kopfhörern

oder gewöhnlichen Rundfunkgeräten die Sendung ab und sind in Konferenzschaltung untereinander verbunden.

Das heißt, jeder Sprecher kann uns beliebig ins Wort fallen, und was er spricht, geht dann zugleich über den Rundfunk und wird von allen mitgehört. In dieses komplizierte Schaltbild, das ein wahres technisches Wunderwerk ist, hat unser technischer Direktor Dr. Hubmann zusammen mit seinen Mitarbeitern Himmler und Augustin nunmehr noch unseren Kurzwellenwagen einzufügen.

Essen ist die Stadt mit den prozentual meisten Rundfunkstörungen. Das muß außerdem noch in Rechnung gestellt werden. Es ist leider nicht zu vermeiden, daß durch Motoren in den Fabriken, durch Hochspannungs- und Straßenbahnleitungen in gewissem Umfange der Empfang beeinflußt wird und eine Anzahl von Störgeräuschen mit über die Reichssender kommen.

Aber eines steht fest: Das herrliche Experiment gelingt. Wir werden mit dem Führer durch das jubelnde Essen fahren und können zum erstenmal von einem solchen Triumphzug des Führers ununterbrochen Bericht geben.

Nachdem ich die Vorbereitungen in Essen erledigt habe, erwarte ich den Führer, der zusammen mit

Reichsminister Dr. Goebbels eintrifft, auf dem Bahnhof in Essen.

Sieh da! Da taucht der kleine fünfjährige blonde Wuschelkopf wieder auf, der mir vor acht Tagen auf dem Essener Flughafen Grüße an den Führer aufgetragen hat, deren Bestellung ich, verdammt nochmal, natürlich bis jetzt vergessen habe. Er erkennt mich auch gleich wieder und erklärt mir, als wäre das selbstverständlich, er werde den Führer jetzt bei der Ankunft selbst begrüßen und Blumen überreichen und sei auch extra deswegen von Gladbach herübergekommen.

Reichsführer Himmler nimmt den kleinen Mann bei der Hand und sorgt dafür, daß er seine Blumen auch wirklich beim Führer abgeben kann. Leider bin ich in diesem Augenblick nicht dabei, weil es auf dem Bahnhofsvorplatz zu tun gibt. Als ich wieder heraufkomme, wird mir erzählt, ich hätte mich ja schwer blamiert. Nachdem der kleine Hubert nämlich dem Führer all seine Wünsche und Grüße vorgetragen hat, ist ihm ganz zum Schluß noch etwas eingefallen.

Und er hat zu Adolf Hitler gesagt:

„Nun muß ich dich noch etwas fragen, mein Führer. Ich habe neulich einmal den Reichssendeleiter Hadamovsky auf dem Essener Flughafen getroffen, und ich habe ihm gesagt, er solle dich von mir grüßen. Hat er das denn auch getan?"

Der kleine fünfjährige Knirps hat also nicht bloß den Titel, sondern auch den schwierigen Namen und alles andere dazu behalten und wird nun jetzt wie ein kleines Wunderkind bestaunt. Zur Belohnung für sein „Interview" bekommt er schließlich vom Führer eine große Schachtel Konfekt und dann noch einen eigenen Adjutanten, der den Auftrag hat, ihn wieder sicher vom Bahnhof zu bringen. Das ist SS.-Brigadeführer Wolf, der sonst den Reichsführer SS. begleitet und sich nun freilich bei seiner Figur tief hinunterbücken muß, um den kleinen Knirps bei der Hand zu nehmen.

Graue Regenschleier verhüllen den Himmel, als wir durch die zehn- und zwanzigfachen Mauern der Menschen zu den Kruppwerken hinausfahren. Das sonst vielleicht düstere Stadtbild mit den rauchenden Schloten und den dunklen Fabrikfronten ist wie weggelöscht, weil überall helle Gesichter grüßen, Arme winken, Fahnen hin und her geschwungen werden und der brausende Ruf aus Zehntausenden und aber Zehntausenden von Kehlen wie eine mächtige Melodie erklingt. Die Männer der SA., SS. und des Nationalsozialistischen Kraftfahrkorps müssen sich gegenseitig fest bei den Koppeln packen, um in den engen, von Menschenmassen umsäumten Straßen die schmale Durchfahrt freizuhalten. Sie müssen aufpassen, daß

sie nicht durch den Druck der Masse auf die Straße und die Fahrbahn gepreßt werden.

Heute früh schon bei der Einfahrt in Godesberg ist uns das Wunder begegnet: Es ist Frühling an Rhein und Ruhr, und es ist auch Frühling in den Herzen dieser glücklichen Männer und Frauen. Als leibhaftige Sendboten der Auferstehung und des ewigen Frühlings stehen die Kinder, von den dreijährigen und vierjährigen angefangen, am Nachmittag zwischen den breitschultrigen starken Männern der Absperrketten und winken mit ihren Patschhändchen.

Wir fahren über den Thomaeplatz. Links steht das Haus, vor dem der SA.-Mann Gottfried Thomae 1924 von Kommunisten erschossen wurde. Wir biegen in die Segerothstraße ein, das ehemalige rote Arbeiterviertel von Essen.

Eine trübe Erinnerung taucht auf, denn das hier ist der Schauplatz der Spartakistenkämpfe von 1920 gewesen. Hier standen Barrikaden kreuz und quer. Hier standen Deutsche gegen Deutsche in unseliger Verblendung. Hier hat das Blut deutscher Männer in dem fürchterlichsten aller Kriege, im Bürgerkrieg, das Pflaster gerötet.

Nun hat Adolf Hitler die deutsche Zwietracht mitten ins Herz getroffen. Männer und Frauen

grüßen ihn mit erhobenem Arm und sind jetzt nur noch ein Volk, ein Wille und eine Gefolgschaft. Die schwere wirtschaftliche Not der Vergangenheit hat sich tief in ihre Züge eingegraben, und langsam erst beginnen sich ihre Gesichter wieder aufzuhellen. Die Arbeitslosigkeit hat schwer und drückend auf dem Ruhrgebiet gelegen. Essen wurde ja in der Welt die Kanonenstadt genannt, obgleich es so viele Werke und so viele Arbeiter zu friedlicher Betätigung birgt. Durch den Krieg und durch den Boykott verloren die Werke unzählige ihrer Arbeits- und Absatzmöglichkeiten, und der Ruhrarbeiter lag Jahr um Jahr brotlos auf der Straße. Aber die Menschen der roten Erde sind treu.

Harte Westfalenschädel.

Dazwischen die breiten Gesichter von eingewanderten Ostpreußen und Oberschlesiern, die vor zwei Generationen in den Gründerjahren herüberkamen, als es hier mehr Arbeit zu finden gab als irgendwo in Deutschland.

Alle diese Menschen haben noch das bäuerliche Blut in sich. Oft sind es die zweiten und dritten Bauernsöhne, die nicht mehr auf der Scholle verbleiben konnten, und die nun in die Fabriken gingen.

Sie hielten in der Zeit der Niederlage, in der Zeit der französischen Besatzung, als Negersoldaten an Rhein und Ruhr standen, fester und strenger an ihrem

Deutschtum als jemals zuvor. Sie hatten in den Waffenfabriken gearbeitet, sie hatten ihren Mann in den Reihen des grauen Frontheeres gestanden. Nun sahen sie die Franzosen an Rhein und Ruhr und empfanden in tiefster Seele das Entehrende und Beschämende dieser Besatzung.

Wo Besatzungstruppen in den Lokalen saßen, da nahm kein Einheimischer Platz. Mochten die Ausländer in Lokale gehen, die dann nur für sie da waren. Niemals ist der Ruhrbergmann ausländerfeindlich gewesen, aber die Ausländer, die unter dem Schutz französischer Tanks und Kanonen hergekommen waren, die mochten unter sich bleiben.

Und die Deutschen, die sich mit ihnen abgaben, die mochten dann auch mit ihnen wegziehen, wenn die Kanonen und die Tanks wieder wegzogen.

Da gab es auch keinen Unterschied der Konfessionen.

Halb ist die Bevölkerung protestantisch, halb ist sie katholisch, aber alle sind sie ganz und gar deutsch.

Heute, nach noch nicht vier Jahren der Aufbauarbeit, ist das meiste von dem schon wieder gutgemacht, was in vierzehn Jahren zerstört wurde, und die meisten sind jetzt schon nach diesen wenigen Jahren wieder in Arbeit und Brot.

Wenn sie im Winter, bevor der Tag graut, in ihre Schächte tief unter der Erde einfahren und am späten

Nachmittag wieder herauskommen, wenn die Nacht schon wieder da ist, und so vielleicht manchmal wochen- und monatelang den hellen Himmel nicht mehr sehen, so wissen sie doch alle, der Führer hat ihnen wieder Arbeit und Brot gegeben, er wird es allen geben, und er schafft ihren Kindern Licht und Luft und Sonne und eine schönere Zukunft.

Diese fast nur auf Arbeit und Verantwortung eingestellten ruhigen und schwerblütigen Menschen sind heute kaum wiederzuerkennen. Ruß und Rauch der Zechen und Fabriken, der ernste Klang und Rhythmus der Arbeit scheinen wie verschwunden. Die ganze Stadt feiert ein Frühlingsfest. Die langen Reihen der Einfamilienhäuser draußen in der Vorstadt mit ihren Gärten liegen still und verlassen da. Mann, Frau und Kinder sind hier in den engen Straßen und grüßen den Führer, wenn sie nicht zu den Glücklichen gehören, die in der Lokomotivbauhalle in doppelt gespannter Erwartung auf ihn harren.

Lachend und barhäuptig steht der Führer in seinem Wagen und grüßt unaufhörlich.

Da sind links in der Bottroper Straße vor der alten Friedhofsmauer die Fahrstühle und Sitzplätze der Kriegsbeschädigten aufgestellt.

Sofort läßt der Führer halten, steigt aus dem Wagen

und schreitet ihre lange Front ab, unzähligen von ihnen die Hand schüttelnd.

Wir brechen unseren aus dem Kurzwellenwagen gegebenen Funkbericht ab und schalten auf die Krupp-werke in Essen um. Minutenlang wird das Heulen, Brausen, Stampfen und Hämmern der Maschinen im Rundfunk hörbar.

Dann nimmt Dr. Goebbels das Wort, der in einer kleinen Sprechzelle über der Lokomotivbauhalle der Kruppwerke einen Vorbericht zur Rede des Führers gibt.

Millionen Arbeiter und Soldaten in allen Betrieben und Kasernen des Reiches hören von diesem Augenblick an seine Worte im Gemeinschaftsempfang und werden dann den Führer hören, wenn er aus der Waffen-schmiede des Reiches zu seinen Arbeitern und Soldaten spricht.

Dr. Goebbels gibt das Signal zum Hissen der Flag-gen. Pünktlich 3.45 Uhr werden auf den Fabriken und Kasernen des ganzen Reiches die Flaggen gesetzt. Zu-gleich schweigt die Arbeit in den Fabriken. Männer und Frauen haben sich versammelt und hören die Worte aus der kleinen Zelle über der Lokomotivbau-halle:

„Nun stehen alle Räder still.

Die Motoren sind ausgeschaltet.

Die Transmissionen verlangsamen ihren Gang.
Die schwer ratternden Massen der Drehbänke, die wuchtigen Klötze der Schmiedehämmer vibrieren noch leicht, bis die weiten Hallen in allen Fabriken Essens ruhig daliegen."

Dr. Goebbels spricht diesen Männern aus dem Herzen, als er sagt:

„Hier stehen beste deutsche Arbeiter, Fachleute, um die uns die Welt beneidet. Sie alle arbeiten für die neue Nation. Was wäre der Soldat ohne den Arbeiter, der ihm die Waffen schmiedet; was wäre der Arbeiter ohne den Bauern, der ihm sein tägliches Brot baut; was wären Arbeiter und Bauer ohne den Soldaten, der sein scharf geschliffenes Schwert über ihre Arbeit erhebt und ihre Werke schützt und schirmt."

„Als der Führer am 16. März 1935 die deutsche Wehrhoheit wieder herstellte, brach auch für Deutschlands Waffenschmiede eine neue Zeit an. Die toten Hallen wurden erfüllt mit Leben. Die Arbeiter, die hier Waffen schmieden für deutsche Soldaten und damit mitsorgen für die Sicherheit des Reiches und auch für die Sicherheit ihres Arbeitsplatzes, wissen am besten den großen Entschluß des Führers vom 7. März zu würdigen.

Sie erinnern sich noch der Zeit, da sie unter der Drohung fremder Kanonen und Maschinengewehre

leben mußten. Sie kennen die Sorge und Bedrückung, die die Bevölkerung befällt, wenn eine Provinz schutzlos fremder Willkür preisgegeben ist, und niemand hat die deutschen Soldaten in der einst entmilitarisierten Zone freudiger begrüßt als diese Werkmänner.

Sie erinnern sich noch an den Karsamstag des Jahres 1923, jenen 31. März, an dem dreizehn Werksangehörige der Kruppbetriebe feindlichem Maschinengewehrfeuer zum Opfer fielen. Ihre Brüder, Väter und Kameraden sind jetzt hier zu Zehntausenden aufmarschiert, um sich feierlich und freudigen Herzens zum Führer zu bekennen.

Dieser Riesenbetrieb ist einst aus kleinsten Anfängen emporgestiegen. Mit Rührung steht man heute vor dem bescheidenen Häuschen, in dem der erste Krupp seine Arbeit begann. Jetzt ist es umgeben von blühenden Arbeitersiedlungen, grünen Gärten und Parks. Eine Waffenschmiede, mitten zwischen Arbeiterhäusern, Bäumen und Blumen gelegen."

Punkt 4 Uhr nachmittags betritt der Führer die mächtige Fabrikhalle, in der an hundertzwanzigtausend Arbeiter auf ihn warten, während zu gleicher Zeit die Fabriksirenen der Kruppwerke aufheulen. Und die Sirenen in ganz Deutschland, in allen Fabriken, auf allen Schiffen und Lokomotiven daraufhin einfallen.

In der gleichen Sekunde ruht der gesamte Verkehr

im Reich auf eine Minute vollständig. Der lebendige Rhythmus der Arbeit kommt für eine Minute zum Stillstand. Eine Minute lang will ganz Deutschland des Führers und der befreiten Arbeiter und Bauern im Rheinland gedenken.

Welches Bild bieten die hundertundzwanzigtausend Werkmänner in dieser Minute hier in der Kruppfabrik, die zugleich eine riesenhafte Schmiede für den Frieden ist, für Lokomotiven, für Dampfkessel und Apparate, für Lastkraftwagen, landwirtschaftliche Maschinen, Dieselmotoren und für hundert Geräte des täglichen industriellen Bedarfs!

Wenn Männer und Frauen in einer Versammlungshalle sitzen, dann gehen die Gesichter im Braun der Uniformen und den bunten Farben der Kleidung fast unter. Hier aber stehen über hunderttausend Männer Schulter an Schulter und Kopf an Kopf. Der Führer hat das Lokomotivfahrgestell erklettert, und die ganze Halle ruft ihm nun zu. Er blickt in ein Meer von hellen Gesichtern. Sie stehen alle Kopf an Kopf, soweit der Blick nach links und rechts und nach hinten durch die Halle schweift.

Betriebsführer Dr. Krupp von Bohlen und Halbach richtet herzliche Worte des Willkommens an Adolf Hitler:

„Unsere Herzen gehören Ihnen in Dankbarkeit!"

Dann tritt Gauleiter und Oberpräsident Terboven an den mächtigen Zylinderblock, der zur Montage bereit auf dem Fahrgestell steht und die Mikrophone verbirgt.

Er begrüßt den Führer.

Millionen von Arbeitskameraden, die im Reich zum Appell bereit stehen, und die Soldaten der jungen, stolzen deutschen Wehrmacht sollen ihn nun hören.

Minutenlanges Heilrufen hindert den Führer zuerst am Sprechen. Dann gibt der erste Arbeiter der Nation, der noch vor siebzehn Jahren als unbekannter Soldat mit diesen Männern in Reih und Glied stand, seinen Rechenschaftsbericht.

Der Führer spricht zuerst von der Überwindung der Klassengegensätze und der marxistischen Irrlehre in Deutschland.

Das große Werk der Erziehung einer neuen Gemeinschaft muß und wird gelingen.

Es ist Wahnsinn, sich gegenseitig vernichten zu wollen:

„Unsere Weltanschauung ist eine gewaltige Erziehungsfrage. Wir werden nicht als Nationalsozialisten geboren, sondern wir müssen uns alle dazu erziehen."

„Wie war es denn in Deutschland?

Da waren die beiden großen Klassen: Internationales Proletariat bezeichnete man die eine und natio-

nale Bourgeoisie die andere, beide Klassen ungefähr gleich stark.

Und jede Klasse war der Überzeugung, sie müßte die andere besiegen, und dann würde sie herrschen.

Die einen träumten davon — es gibt auch heute noch einzelne so wahnsinnige Toren —, sie könnten ein Regime des Bürgertums aufrichten und dann das Proletariat an die Kandare nehmen. Und die anderen wieder, sie redeten von der Diktatur des Proletariats und glaubten, sie würden umgekehrt dann diktieren und regieren.

Ich habe mich gegen beide Auffassungen gewendet.

Ich trat in die Nation ein mit der Überzeugung, daß ohne einen inneren Frieden Deutschland zugrunde gehen muß, daß aber dieser Friede nicht hergestellt werden kann auf den Ebenen der Diktatur des Bürgertums, genau so wenig wie auf der Ebene der Diktatur des Proletariats.

Wir haben die Auffassung vertreten, daß man keine Gemeinschaft finden kann, wenn der eine überzeugt ist, er wird vom anderen unterdrückt, daß es kein Volk und keine Volksgemeinschaft gibt, wenn der eine glaubt, er könne dem anderen seinen Fuß auf den Nacken setzen.

Sondern ich habe immer die Auffassung vertreten, es kann hier keine Sieger und keine Besiegten, es kann hier keine Berechtigten und keine Minderberechtigten,

es kann hier keine Ehrenvollen und Entehrten geben, es kann hier nur eine ewige Vernunft geben, mit der sich eines Tages beide die Hand reichen. — Ich habe mich gewendet gegen alle, die von rechts und die von links, die glaubten, im Innern einen ewigen Bürgerkrieg fortführen zu können. Und es war gut so, denn aus dem kam am Ende doch diese innere Befreiung unseres Volkes, diese Überzeugung, wir müssen einen anderen Weg suchen. Gewiß, dieser Ausgleich der Stände, er wird viele Jahrzehnte dauern. Allein er ist das endgültige Ziel, und über allem steht die Vernunft."**

Dann spricht der Führer über seine Außenpolitik.

„Sie wissen selbst, wie oft ich den anderen die Hand hingehalten habe. Ich erfuhr stets nur Ablehnung. Ich habe einst den Vorschlag gemacht, alle sollten, damit sich niemand bedroht fühlen könne, vollständig abrüsten. Wir sind bereit dazu, wenn die anderen es auch sind. Man hat das abgelehnt. Ich erklärte mich bereit, eine Zweihunderttausend-Mann-Armee zu akzeptieren. Man hat das auch abgelehnt. Ich erklärte mich dann bereit, mich mit einer Dreihunderttausend-Mann-Armee zu begnügen. Auch das wurde abgelehnt. Endlich erklärte ich mich zu einem Luftabkommen unter gleichen Bedingungen bereit. Man hat auch das abgelehnt. Ich habe dann aus unserem eigenen moralischen Recht

heraus die deutsche Gleichberechtigung selbst hergestellt, und zwar dann, als der andere Vertragspartner sich selbst dem Geiste und dem Sinne nach vom Vertrage gelöst hatte."*

Diese Worte gehen fast unter in den tosenden Zustimmungsrufen der Krupparbeiter.

Mit Sarkasmus weist der Führer die Anklagen zurück, die man draußen wegen der Wiederherstellung unserer Gleichberechtigung erhebe:

„Ich habe keinen Fuß auf fremdes Gebiet gesetzt! Ich habe keinem Volke etwas weggenommen! Ich bin nicht in ein fremdes Haus eingebrochen! Ich habe niemandem etwas gestohlen. Niemand hat das Recht, sich zum Richter aufzuwerfen in einer Angelegenheit, die nur allein mein deutsches Volk angeht. Mein Volk ist also mein Richter."

„Weil wir an die Heiligkeit der Verträge glauben wollen, möchten wir dazu die Voraussetzung herstellen. Und diese Voraussetzung ist, daß zwei Gleichberechtigte aus freiem Willen, ohne gezwungen zu sein, die Feder nehmen und ihre Unterschriften unter einen Vertrag setzen. Das allein ist ein heiliger Vertrag! Alles andere ist Vergewaltigung! Und sagt man: Ja, aber der Paragraph? — Den Paragraphen gegenüber erhebe ich die Stimme der ewigen Moral. Auch das ist ein Gesetz: Du sollst deinen Nächsten weder töten, noch

unterdrücken, noch vergewaltigen, noch ausplündern! Das sollst du nicht! Wir wollen anderen Völkern nichts zuleide tun, und wir wollen aber auch auf unserem Wege von anderen kein Leid erdulden!"

Unter immer erneutem Beifall der Massen fordert der Führer die anderen Politiker der Welt auf, sich mehr mit ihren eigenen Angelegenheiten als denen des deutschen Volkes zu beschäftigen.

Vielleicht wäre es gut, wenn die anderen Staatsmänner Europas auch einmal in die Versammlungshallen und Fabriken hineingingen und ihre Arbeiter fragten:

„Wollt ihr das Angebot ablehnen? Sollen wir mit den Deutschen verhandeln, oder sollen wir nicht verhandeln? Sollen wir die Deutschen unterdrücken, oder sollen wir sie nicht unterdrücken? Sollen wir Frieden schließen oder sollen wir Gesten verlangen?

Und dann glaube ich, werden sie von ihren Völkern eine ganz klare und eindeutige Antwort bekommen: ‚Sprecht nicht von den Gesten und nicht von symbolischen Handlungen, sondern schließt und haltet Frieden.' Das ist der Wunsch der Völker."

Als wir die mächtigen Werkstätten der Lokomotivfabrik verlassen, beginnt ein toller, warmer Platzregen. Es ist eine kleine Gelegenheit, um die Zähigkeit der Westfalen kennenzulernen. Der klatschende Regen ver-

treibt sie nicht etwa von den Straßen, im Gegenteil: Das ganze Spalier längs der Fahrstrecke vom Werk bis zum Bahnhof ist womöglich noch dichter gefüllt als vorher. Der Jubel ist noch leidenschaftlicher und lauter.

Wir sind in den offenen Wagen ebenso wie zweifellos der Führer bis auf die Haut klatschnaß. Unsere Sachen sind zum Auswringen. Aber den Hunderttausenden, die die Fahrstraße säumen, geht es ganz genau so, und doch denkt kein einziger daran, seinen Platz zu verlassen, bis der Führer mit seiner Kolonne vorbei ist. Es sind die richtigen westfälischen Dickschädel. Treu, hart und zäh. Wenn sie sich etwas vorgenommen haben, dann sind sie nun erst recht nicht durch Widerstand oder Überraschung davon abzubringen.

Sie stehen wie die Eichen.

Im Zuge hört der Führer bei der Wiederholung um 8 Uhr abends unsere Nachmittagssendung selbst mit ab. Wir stellen uns vor, wie diese im Rundfunk übertragene Fahrt durch die vom brausenden Jubel erfüllte Stadt auf die Bauern im Schwarzwald, auf die Arbeiter und Soldaten in den entferntesten Werken und Kasernen des Reiches gewirkt haben mag. Als wir glauben, daß die gewaltige Steigerung der aufbrandenden Rufe mit ihrem tausendfachen Echo gar nicht mehr zu überbieten ist, da wird aus der Kolonne des Führers auf die Maschinenhallen der Arbeitsstadt um-

geschaltet. Nun hören wir, so wie die Millionen es schon am Nachmittag hörten, das schwere betäubende Stampfen, Mahlen, Kreischen, Schlagen und Hämmern in den Werkstätten von Essen. Es ist noch einmal eine gewaltige Steigerung des akustischen Eindrucks.

Dann kommt der Bericht von Dr. Goebbels, der mit dem Aufheulen der Sirenen in ganz Deutschland seinen Abschluß findet. Ein grandioser, gar nicht zu überbietender Auftakt vor der Führerrede. Der Eindruck dieser Sendung ist so tief, daß wir noch Minuten danach stillsitzen und auf den Führer blicken, der so in sich gesammelt dasitzt, wie ich ihn einmal in der Berliner Philharmonie sah, als Furtwängler eine Beethoven-Symphonie dirigierte.

Dr. Goebbels verleiht unserem Empfinden den treffenden Ausdruck, als er sein Urteil über das gewaltige Hörwerk in die Worte zusammenfaßt:

„Das ist die Sinfonie unserer Zeit."

Friedensglocken am Rhein

Sonnabend, 28. März.

An diesem Morgen liegt strahlende Sonne über dem Rhein. Die Luft ist morgenfrisch und leicht dunstig, so daß die Hügel um Godesberg in ein sanftes Blau getaucht sind. Während Bayern, Ostpreußen und Norddeutschland noch unter der Schneedecke liegen, während Mitteldeutschland um diese Zeit meist unter einer ewig gleichen grauen Wolkendecke auf den Frühling harrt, hat er hier am Rhein schon seinen festlichen Einzug gehalten. Die Lerchen steigen jubilierend in die Luft, die frischgepflügte braune Erde duftet, auf den Feldern steht die Wintersaat in sattem Grün, Weiden und Birken zeigen ihre hellgrünen Blattspitzen, mächtige gelbe Fursizienbüsche blühen wie Goldregen in allen Gärten. Die Kastanien beginnen ihre fünffingrigen Blätter zu entfalten und die Kerzen herauszustecken, rosarote Pfirsichbäume leuchten vor sonnigen Hauswänden, und hier und da wagt sich schon der Flieder oder ein buntes Blütenmeer von Feldblumen hervor.

An diesem festlich frohen Morgen, dem letzten Kampftag dieser gewaltigen Mobilmachung für den Frieden,

erhält der Führer den Besuch eines SA.-Mannes aus Österreich.

Ein fürchterliches Schicksal hat ihn in der Vollkraft der Jahre getroffen.

In den brudermörderischen Kämpfen dieses unglücklichen, vom großen Mutterlande abgetrennten und in sich zerrissenen deutschen Volkes hat er im Kampf für die nationalsozialistische Idee sein Augenlicht geopfert. Er ist Arzt von Beruf. Nun studiert seine Frau hier, um für beide in Zukunft den Lebensunterhalt bestreiten zu können.

Vor uns liegt die leuchtende Gotteswelt am deutschen Rhein. Wir stehen auf deutschem Boden, dem der Führer vor gerade einundzwanzig Tagen die volle Souveränität und den Schutz durch die deutsche Armee zurückgegeben hat, und blicken in stummer Ergriffenheit diesem Soldaten Adolf Hitlers in die toten Augen. Schweres liegt hinter uns allen. Aber hat er nicht noch unendlich viel mehr für Führer und Volk dahingegeben als jeder von uns? Sein Schicksal mahnt uns, daß es noch deutsche Bruderkämpfe gibt. Seine Haltung ist so vorbildlich, stolz, ruhig, entschlossen, zuversichtlich, daß er von uns keinen Trost braucht, sondern uns selber von seiner Kraft noch abgibt. Sooft wir an ihn denken, werden wir es mit einem Gelöbnis im Herzen tun. Unser Kampf ist noch nicht zu Ende!

Vielleicht hat dieses Erlebnis mit dazu beigetragen, daß der Führer am Abend in Köln einen zutiefst von religiöser Inbrunst und Gläubigkeit erfüllten letzten Appell an das deutsche Volk richtete.

Als Adolf Hitler am frühen Nachmittag in Köln eintrifft, da umfängt ihn freilich zuerst der laute helle Jubel von Zehntausenden von Jungen und Mädeln. Zwischen dem Hauptbahnhof, dem mächtigen Dom und dem Deichmannhaus haben sie Aufstellung genommen. Die Plattformen und Geländer um den Dom herum sind dicht von ihnen besetzt. Dort am Ende des mächtigen, hundertzwanzig Meter langen Kirchenschiffes hat ein Musikzug des Jungvolks mit Fanfarenbläsern Aufstellung genommen. Fast ununterbrochen schmettert er seine hellen freudigen Weisen über den Platz. Jugend spielt für Jugend, und Jugend erhält ihren Dank von der Jugend. Diese Menschenmenge aus lauter Zehn-, Zwölf- und Vierzehnjährigen hier ist fast unübersehbar.

Genau gegenüber dem Bahnhofsausgang steht eine Wartehalle der Straßenbahn mit einem schrägen Kupferdach, das sich hinten an die Plattformen und Wandelgänge um den Dom herum anlehnt. Von dort sind die Jungen auf das Dach geklettert. Die Klügsten von ihnen sind auf einen Trick gekommen und auf dem Hosenboden das schräge Dach einfach heruntergerutscht,

bis sie die Füße schnell in die Dachrinne einstemmen konnten. Nun hatten sie Halt, und von oben machte einer nach dem anderen dieses Kunststück nach, bis das ganze Dach über und über von vielleicht achtzig bis hundert Jungen besetzt ist. Da sitzen sie im braunen Hemd der HJ. und kniefreien Hosen oder dort in langen blauen skiähnlichen Anzügen, dazwischen auch ein Matrose, und jubeln ihrem Musikzug zu, wenn er eine flotte Weise gespielt hat. Links davon ist ein Telefonautomat, ein kleines Häuschen mit flachem viereckigem Dach von ein Meter mal ein Meter Größe. Dort ist es etwas weniger gefährlich, und dieses Dach haben sich die Mädel vom BDM. erobert. Wir sahen sie schon vorhin an der Kante ihre Klimmzüge machen und sich gegenseitig heraufhelfen.

Ja, zu unserer Überraschung entdecken wir jetzt hinter der Steinfassade des sechzig Meter hohen Kirchenschiffes ein paar Jungen und Mädel. Es ist völlig rätselhaft, wie sie dort oben eigentlich hinaufgekommen sind, und wenn das so weitergeht, werden wir sie wohl bald auf dem First des Schieferdaches oder sogar auf den beiden einhundertsechzig Meter hohen Türmen sehen.

Im dunklen Bahnhofsportal wird der Führer zuerst für uns im Kurzwellenwagen sichtbar. Eine Viertelminute später tritt er ins Sonnenlicht des Bahnhofs-

platzes hinaus. Helle Begeisterung schlägt ihm entgegen. Ein schönes, braunlockiges Mädel mit langen Zöpfen hat sich mit zwei vielleicht vierjährigen Geschwisterchen im Portal aufgebaut. Die Kleinen mit ihren langen weißen Gamaschen, den blauen Röckchen und den weißen Glockenhütchen machen einen allerliebsten Eindruck. Sie sind aus England oder Amerika herübergekommen und sprechen deutsch und englisch durcheinander. Nun sind sie stolz, dem Führer selbst mit ihren Patschhändchen ihren Blumenstrauß in die Hand geben zu können. Kaum hat ihnen der Führer gedankt, da fallen sie sich vor Freude um den Hals und umarmen und küssen sich gegenseitig.

Der Jubelchor von zehn-, zwanzig- oder dreißigtausend Jungen und Mädeln hier um den Domvorplatz herum begrüßt den Führer, während ebenso viele Zehntausende von kleinen roten Papierfähnchen wie im Wellenschlag auf- und abgeschwungen werden. Ein Meer des Beifalls und der Freude!

Durch die Spaliere von SA.- und SS.-Männern, vorbei an den Ketten des Kraftfahrkorps mit seinen Männern im schwarzen Sturzhelm beginnt nun eine lange, festliche, von unendlichem Jubel umbrauste Fahrt durch die Stadt. Wir biegen nach rechts ein. Dort grüßen uns von der alten Jesuitenkirche her, aus allen Turmfenstern heraushängend, mächtige Haken-

kreuzflaggen. Gleich danach sind wir zwischen den Prachtbauten der Arbeitsfront, der Deutschen Bank und der Reichspost. Sie sind mit Flaggen und mit Girlanden geschmückt. Farbige Teppiche zieren die Fassaden. Unten steht eine Tribüne, auf der vielleicht zweitausend Menschen Platz gefunden haben und nun zur Begrüßung des Führers aufgesprungen sind. Die Gebäudedächer sind anscheinend flach, denn wir erblicken dort oben am Dachrand ebenfalls Lautsprecher und Hunderte von winkenden Volksgenossen.

Mit prächtigen Frühlingsblumen geschmückt, steht rechts das Gebäude der Handelskammer, deren Präsident heute Freiherr von Schröder ist, der für den Führer am 4. Januar 1933 vor Beginn des lippeschen Wahlkampfes die Besprechung mit Herrn von Papen, vorherigem Reichskanzler und späterem deutschem Gesandten in Wien, herbeiführte. Weiter rechts grüßt die Hakenkreuzflagge vom erzbischöflichen Palais des Kardinals Schulte. Gegenüber steht eine mächtige kahle Giebelwand, vor der offenbar ein Neubau aufgerichtet werden soll. Jetzt ist sie verhüllt und leuchtet blutrot im Schmuck von zehn oder zwanzig haushohen Flaggen. Ein Transparent verkündet:

Unsere Ehre: Treue dem Führer!

Wir fahren nun gerade auf die Gereonskirche zu. Sie ist im Stil einer romanischen Basilika errichtet, mit

einem gewaltigen Rundbau über dem Hochaltar und stammt zum Teil aus dem sechsten Jahrhundert nach Christi.

Unser Sprecher, der hier an einer Übertragungsstelle für den Fall bereit steht, daß unser Kurzwellenwagen technisch versagen sollte, gibt uns ein Winkzeichen herüber. Wir verstehen es so, daß der fortlaufende Bericht, den wir aus der fahrenden Autokolonne auf den Sender geben, trotz des unendlichen Jubels gut verständlich ist und die Sendung auch technisch vollständig einwandfrei verläuft.

Wir grüßen herüber, und unmittelbar danach muß sich unser Wagen, der dicht hinter dem Führer in der zweizeiligen Autokolonne fuhr, etwas nach rückwärts hin einschieben, da die Gassen enger werden und die mächtige Kolonne wieder nur in einer Linie hintereinander fahren kann. Wir blicken in eine Seitenstraße, in der das historische Archiv der Stadt die alten Kaiserurkunden aus Kölns Vergangenheit aufbewahrt, und biegen dann in den Kaiser-Wilhelm-Ring und in den Hohenzollernring ein. Der berühmte Brunnen von Meister Hildebrandt, Vater Rhein mit den Rheintöchtern darstellend, ist zur Tribüne für ein halbes hundert Menschen geworden. Selbst vom Vater Rhein ist nichts mehr zu sehen. Es bleibt ihm auf seine alten Tage gar nichts anderes übrig, er muß sich mit der Jugend gut

stellen. Er trägt einen Hitlerjungen auf dem Kopf, und sogar auf seinem mächtigen Stab hat sich noch ein Sitzplatz für einen Pimpf gefunden. Frauen in farbigen Sommerblusen, Hitlermädel mit gelben Westen oder in blauem Rock und weißer Bluse mit schwarzem Halstuch grüßen von überall her. Monteure und Schlosser stehen in blauen Arbeitsröcken dazwischen.

Auf einem Neubau hängen Hunderte von Lehrlingen und Jungarbeitern, dazwischen einige Dutzend Maler in weißen Kitteln, und grüßen mit lauten Rufen herunter. Sie haben ein mächtiges Transparent quer über der ganzen Front des Neubaues aufgehängt und darauf geschrieben:

Daß wir hier bauen, verdanken wir dem Führer!

Unten stehen weißhaarige Greise zwischen jungen Menschen, die noch das ganze Leben vor sich haben, kleine rotbackige Kinder drängen sich zwischen die Männer der Absperrketten. Aus dem nächsten Haus heraus winken katholische Schwestern in blauer Kleidung mit blauen und weißen Hauben, und zwischen ihnen junge Mütter.

Vorgestern nachmittag, auf der Fahrt nach Leipzig, sprach der Führer davon, wie sehr ihm die deutschen Frauen auf seinem Wege geholfen haben. Frauen sind oft glaubensstärker als Männer, die mitunter alles mit dem klügelnden Verstand erfassen wollen. Und

Frauen halten gerade dann am festesten zu einer Bewegung, wenn sie von allen Seiten am meisten bedroht wird. Ohne die Frauen, so sagte der Führer an diesem Nachmittag, hätten wir Deutschland nicht erobert.

Dieses schöne Gespräch fällt mir plötzlich ein, als wir durch die tosenden Menschenmassen hindurchfahren und dort am Straßenrande eine junge werdende Mutter, ein kleines Kind auf dem Arm, dem Führer zuwinkt. Die absperrende SA. hat ihr achtungsvoll einen Platz vor der Sperrkette eingeräumt. Nun lacht sie den Führer an, und der Führer, der sonst fast immer mit gewinkeltem Arm grüßt und dankt, streckt den rechten Arm flach und wie segnend zu ihr aus und erwidert ihren Gruß lächelnd.

Einem Pimpf, der auf den Wagen gesprungen ist, um dem Führer die Hand zu schütteln, geht in der Aufregung die Mütze verloren. Jetzt springt er ab. Ein baumlanger Riese des Begleitkommandos läuft von dem folgenden Wagen aus vor und erwischt den kleinen Kerl unter den Armen, um ihn mit einem Sprung wieder nach seitwärts hinter der Absperrkette in Sicherheit zu bringen. Jetzt brüllt er aber, weil seine Mütze unter die Automobile geraten ist, und es muß also noch einer vom Wagen herunter und die Mütze zwischen der endlosen Kolonne der Automobile wieder auffischen und ihm zuwerfen. So und ähnlich geschieht es fast jede

Minute, und es gibt ununterbrochen Leben und Bewegung auf dieser herrlichen Fahrt.

Wir biegen links ein. Hier steht der monumentale Festungsbau des Hahnentors, der zusammen mit anderen Stadtbefestigungen im zwölften Jahrhundert begonnen wurde. Eine schlanke hohe Säule davor trägt an ihrem Fuß eine Gedenktafel für Albert Leo Schlageter mit der Inschrift:

„Sein Leben und Sterben sei uns ein Vorbild."

Die Mastspitze ist gekrönt von einem goldenen Lorbeerkranz. Darunter bläht sich die Reichsflagge im Frühlingswind.

In dem brausenden Meer von Stimmen werden plötzlich helle und dunkle Töne hörbar, deren Ursprung wir erst gar nicht begreifen, so laut gellt uns das betäubende Rufen der Menschen in den Ohren. Da sehen wir rechts die katholische St.-Apostel-Kirche. Der Küster hat spontan begonnen, bei der Vorbeifahrt des Führers die Glocken zu läuten. Nun setzt sich das mächtige Dröhnen überall durch und begleitet den Führer auf der Weiterfahrt über den Neuen Markt und am Polizeipräsidium vorbei.

Andere Kirchen nehmen das Läuten auch ihrerseits auf, und bald stimmen alle Glocken in Köln in diesen mächtigen Chor mit ein. Die St.-Apostel-Kirche liegt nun wie eine Burg hinter uns. Sie stammt aus dem

Jahre Tausend, ein schönes, edelliniges Werk des rheinisch-romanischen Baustils. Unter dem Schieferdach und aus den Rundbögen der Apsis heraus, ebenso aus den romanischen Fenstern der achteckigen Türme grüßen an kurzen Fahnenschäften weißgesäumte mächtige Hakenkreuzbanner.

Die Fahrt geht an dem Prachtbau der Sparkasse vorbei. Hier fand im Februar 1933, zwanzig Tage nach der Machtübernahme, der große Vorbeimarsch vor dem Führer statt, und wohl zum erstenmal marschierten damals die Beamten der blauen Schutzpolizei mit der Hakenkreuzarmbinde vor dem Führer vorbei. Nun fährt der Führer im Triumph durch diese von Menschen überfüllten Straßen, unter den geschmückten Häusern, Fenstern und Balkonen vorbei.

Wir biegen in den ältesten Teil von Köln ein. Hier stehen alte verwitterte Backsteinbauten, vor Jahrhunderten sauber mit blauem Schiefer gedeckt. Nach vorn wird der Rhein sichtbar, und links steht wie ein römisches Kastell der mächtige Bau des Gürzenich. Hier sind einst die Legionen römischer Soldaten marschiert, als Colonia eine römische Festung gegen den Ansturm der Germanen war. Und gerade an der Stelle, an der wir uns jetzt befinden, haben vor fast zweitausend Jahren die römischen Kastelle gestanden.

Nun betritt der Führer des jungen Reiches nach

dem Abschreiten einer Ehrenkompanie des Reichsheeres den altehrwürdigen Bau, um die rheinischen Stände zu empfangen.

Welch überraschender Gegensatz zwischen dem brausenden Stimmengewirr dort draußen und der Ruhe und Stille hier innen, wo selbst die Schritte auf den weichen Teppichen nicht mehr hörbar sind!

Der wunderbar hölzern getäfelte Saal mit den Holzsäulen und gotischen Spitzbögen bietet ein Bild von einzigartiger Feierlichkeit. Die Fahnen der Bewegung umsäumen die Seitenschiffe. Vor ihnen stehen die Delegierten der rheinischen Stände, die gekommen sind, um für die fünfzehn Millionen Deutscher, die bisher schutzlos in der entmilitarisierten Zone jedem Angriff ausgesetzt waren, ihren Dank abzustatten.

Hinter dem Führerplatz stehen die stolzen Feldzeichen der alten Rheinregimenter, links und rechts flankiert von den Standarten Rhein, Köln, Aachen, Bonn, Jülich, Oberbergisch-Land, Düren, Essen, Schlageter, Koblenz und Frankfurt.

Von der Deckengalerie hängen an kurzen Schäften ebenfalls breite rote Hakenkreuzfahnen herunter, so daß der ganze Raum in ein warmes Rot und Braun getaucht ist.

In der Mitte, vor den Abgesandten des Rheinlan-

des, steht der Essener Gauleiter und Oberpräsident der Rheinprovinz, Terboven, in Uniform.

Neben und hinter ihm sieht man die Gauleiter der befreiten Gebiete, Florian für den Gau Düsseldorf, Simon für den Gau Koblenz-Trier, Bürckel für den Gau Saar-Pfalz, Sprenger für den Gau Hessen-Nassau, Robert Wagner für den Gau Baden, während der Köln-Aachener Gauleiter Grohé erst mit uns eintrifft. Neben den Gauleitern Männer in Trachten, in Uniformen, in schlichten Arbeitsröcken und dem Schmuck der Bergknappen von der Saar. Angestellte, Arbeiter, Weinbauern, Gelehrte, Geistliche, Wirtschaftsführer. Am Podium nehmen der Reichskriegsminister Generaloberst von Blomberg, und der Oberbefehlshaber des Heeres, General von Fritsch, Aufstellung, dann die Reichsminister Frank II, Frick und Eltz-Rübenach. Im Ehrenkleid der SS. sehen wir den Chef der Reichskanzlei, Staatssekretär Lammers, in der schmucken Fliegeruniform Staatssekretär Generalleutnant Milch. Fanfarenstöße künden die Ankunft des Führers.

Adolf Hitler tritt zusammen mit Dr. Goebbels, Dr. Ley, Grohé, Schaub, Himmler, Dr. Dietrich, Korpsführer Hühnlein, Botschafter von Ribbentrop, Sepp Dietrich, Obergruppenführer Weitzel, Gruppenführer Knickmann und Oberregierungsrat Gutterer

auf das Podium und wird mit erhobenen Armen schweigend begrüßt.

Oberpräsident Gauleiter Terboven bringt ein Sieg-Heil auf Adolf Hitler aus und spricht dann, zum Führer gewendet.

Der Führer habe den Bewohnern des Rheinlandes das Gefühl endlicher Geborgenheit gegeben, aus dem heraus sie sich mit ganzer Hingabe dem Werk friedlicher Aufbauarbeit widmen könnten.

Dann verliest Terboven die Dankadresse der rheinischen Stände.

„Mein Führer! Am 2. Dezember 1918 marschierte die Nachhut des deutschen Heeres ostwärts über den Rhein. Am 7. März 1936 rückten Soldaten des auf das Gebot des Führers wieder erstandenen Heeres über den heiligen Strom unserer Geschichte in die alten Friedensstandorte.

Diese beiden Ereignisse umschließen nicht siebzehn Jahre nur, nicht nur einen durch alle Tiefen und Höhen geführten Kampf der rheinischen Lande um Recht und Freiheit; sie machen auch der Welt kund, daß das nach seinem Zusammenbruch in dunkelste Wirrsal getriebene deutsche Volk seine Schmach und Schande nicht einmal für die Dauer eines halben Menschenalters ertragen konnte. Die Landschaft an den Ufern des Stromes von der Lippe zur Dreisam,

nördlich die Ebene, in der Mitte das Tal mit den Wäldern und Rebenhügeln, südlich die breiten fruchtbaren Wannen, in denen Wein, Obst und Weizen auf einem Acker gedeihen — sie scheint in ihrer Anmut und Milde vom Schöpfer für einen ewigen Frieden geschaffen.

Ihre Bewohner, die Arbeiter in Zechen und Werkhallen, die Bauern in den gesegneten Tälern und auf den einsamen Höhen, die Handwerker, deren Können durch ein Jahrtausend hindurch als verpflichtendes Erbe an sie weitergegeben ist, die Fischer und Schiffer, die Kaufleute, die Angehörigen eines jeden Standes — sie kennen kein größeres Glück, als ihre Arbeit in Frieden zu tun.

Die in Jahrtausendfrist aus ihrer Landschaft erstandenen Werke, die Dome mit ihrer strengen Kraft, die Bildtafeln mit ihren andächtigen Farben, die ehrwürdigen Gesänge des Mittelalters, die Gläubigkeit Meister Ekkehards, die Heldenmusik des Niederrheiners Beethoven, die Lebensdichtung des Rheinfranken Goethe: Sie sind der Beitrag der Gaue am Rhein zum währenden Bestande deutschen Schaffens und darüber hinaus zu der Schatzkammer der Menschheit.

Darum grüßen die Bewohner der Rheinlande in allen Stämmen und Ständen das neu erstandene

Heer in ihrer Heimat als Bürgen eines Friedens, der sie nicht ehr- und schutzlos irgendeinem Zugriff von außen her preisgibt, sondern ihnen erlaubt, unbedroht ihr friedliches Tagewerk zu leisten, zum Gedeihen des ganzen Vaterlandes.

Sie danken dem Führer für seine Tat.

Sie wissen: Einzig der Mut des aus dem deutschen Volke in den Tagen seiner Not auferstandenen Führers hatte dem Reich und hat nunmehr auch den rheinischen Landen die Wehrhoheit wiedergegeben.

Sie glauben: Nur ein in sich starkes, gesundes Volk kann den anderen Völkern, kann der Menschheit nützlich und ein guter Nachbar sein.

Sie hoffen: Daß der schwere, zugleich mit einem hochherzigen Friedensplan der Welt vermittelte Entschluß des Führers als der Auftakt einer neuen Ordnung Europas erkannt werden möge.

Sie geloben: Dem Führer, was immer auch seinem Entschluß entspringe, als dem Träger des deutschen Gewissens unverbrüchliche Treue, Gehorsam und Gefolgschaft und erweisen durch sie die nie versiegende Liebe zu Deutschland.

Gegeben am Rhein, im März 1936.

Wagner, Gauleiter und Reichsstatthalter; Sprenger, Gauleiter und Reichsstatthalter; Bürckel, Gauleiter

und Volkskommissar; Terboven, Gauleiter und Oberpräsident; Simon, Gauleiter; Grohé, Gauleiter; Florian, Gauleiter.

In seiner Antwort sagt der Führer u. a.:

„Im Namen der deutschen Nation versichere ich Ihnen, wie glücklich wir alle sind, Ihnen endlich aber nicht nur zu danken, sondern auch helfen zu können. Das Reich nimmt Sie wieder unter seinen Schutz.

Der Wächter Ihres Friedens ist von jetzt ab wieder die deutsche Armee.

Daß die Vorsehung mich bestimmt hat, diese Handlung zu vollziehen, empfinde ich als die größte Gnade meines Lebens.“*

Schweigend verlassen die Teilnehmer nach dem Handgruß Adolf Hitlers den stillen Raum, tief ergriffen von der historischen Größe der Stunde.

Während so der feierliche Staatsakt am Volkstag für Ehre, Freiheit und Frieden vor sich geht, kreuzt das neu erbaute und soeben fertiggestellte Riesenzeppelinluftschiff L Z 129 zusammen mit seinem kleineren Bruder L Z 127 seit dem 26. März über Deutschland. Der neue Riese trägt den Namen des Generalfeldmarschalls, der den Führer einst zur Macht berief: Hindenburg. Die mächtigen Luftschiffe, die ge-

wöhnlich in Kiellinie dicht hintereinander fliegen, haben München, Schlesien, Ostpreußen, Sachsen und Schwaben besucht, waren dann in Norddeutschland und Schleswig-Holstein und fliegen zur Zeit nach Berlin, um dann noch auf der Rückreise am 29. März, dem Wahltag für Frieden und Gleichberechtigung, das Saargebiet zu besuchen.

Die Zeppeline sind mit mächtigen Lautsprechern ausgerüstet. Außerdem fliegt eine Rundfunkmannschaft unter Leitung des Sendeleiters Dr. Lipp vom Deutschlandsender mit ihnen durch das ganze Reich. Vom Kurzwellensender der Luftschiffe aus werden nun Reportagen auf die Erdstationen gegeben und von allen Rundfunksendern weiter übertragen. So ist ganz Deutschland immer über den Flug und den Stand der Zeppeline unterrichtet und schon Stunden bevor sie eintreffen, sammeln sich die Neugierigen auf Straßen und Plätzen, auf Balkonen und Hausdächern und verfolgen die Funkberichte von Stunde zu Stunde. Berlin wird die Zeppeline heute spät abends im Licht mächtiger Scheinwerfer begrüßen, wenn bei abgestellten Motoren die Riesenlautsprecher die letzten Parolen des Führers verkünden und das Deutschlandlied von oben her über ganz Berlin braust.

Nach dem feierlichen Staatsakt hat der Führer mit seinem Gefolge die Fahrt durch die dicht besetzten

Straßen Kölns fortgesetzt und befindet sich nun im Domhotel. Auf dem Platz vor dem Riesenbau des Kölner Doms drängt sich eine nach Hunderttausenden zählende Menschenmenge Kopf an Kopf und schreit unaufhörlich im Sprechchor nach dem Führer, bis er sich, von lauten Freudenrufen umbrandet, für einige Minuten auf dem Balkon des Hotels zeigt.

Danach herrscht eine kleine Viertelstunde Ruhe. Die, die ihn gesehen haben, sind vernünftig und gehen davon, um anderen Platz zu machen. Sobald aber durch die Nebenstraßen die Ablösung der Riesenmassen erfolgt ist, beginnt der Sprechchor aufs neue. Der Führer muß aufs neue vom Balkon heruntergrüßen. Ein paar ganz Gerissene schieben sich bei diesem Spiel der sich ablösenden Massen allmählich immer weiter nach vorn, bis sie zum Schluß direkt unter dem Balkon des Führers stehen. Sie haben noch nicht genug damit, daß sie ihn einmal sehen, sondern halten es die ganzen zwei oder drei Stunden lang hier aus und gehören zu den lautesten Rufern, sobald der Führer sich wieder zeigt oder die Menschen finden, daß es an der Zeit sei, daß er sich wieder zeigt.

Schließlich klappt die Ablösung nicht mehr. Durch die von hinten Nachdrängenden sind alle Zugangsstraßen völlig verstopft. Nun stehen die Menschen wie angemauert, und sooft sich der Führer zeigt, braust

als Chor aus hunderttausend Kehlen über den allmählich im Dämmer des Abends versinkenden Platz, als stolzer Ruf und Schwur zugleich, der Gesang des alten deutschen Rheinliedes:

„Lieb Vaterland magst ruhig sein, fest steht und treu die Wacht am Rhein …"

Auch Jugend hat sich an den nächsten Straßenkreuzungen noch einmal standhaft einen Platz erobert, und helles Jubilieren begleitet den Führer, als er endlich kurz vor 8 Uhr seine dritte Fahrt, nunmehr wieder durch andere Straßen und Stadtviertel von Köln, beginnt.

Es ist jetzt dunkel geworden, aber die Straßen sind von unzähligen roten Lichtern und Flämmchen und bunten Feuern warm erleuchtet.

Im Glockenturm einer mächtigen Kirche, an dem wir vorbeifahren, glüht plötzlich phantastisches rotes Feuer auf und wirft seinen Schein gespenstisch auf die Straße. Zu gleicher Zeit beginnen die Glocken zu dröhnen. Je mehr sich unsere Autokolonne von der kleinen Kirche entfernt, desto stärker gellt uns dieses Dröhnen in den Ohren, und wir bemerken, daß alle Kirchen der befreiten Stadt am Rhein sich mit ihren Glockenspielen zu einem einzigen gewaltigen Chor vereinigt haben. Alle aber werden übertönt von der gewaltigen Stimme der Deutschen Glocke am Rhein, die

vom Kölner Dom her, wie wir nachher erst erfahren, das große Läuten eingeleitet hat.

Der Führer betritt dann die Messehalle auf dem Ausstellungsgelände. Es ist, wie wir heute sagen, ein „kleiner" Raum, der nur vier- oder fünftausend Menschen zu fassen vermag. Aber eine der schönsten und edelsten Festhallen überhaupt, über die wir für solche Versammlungen verfügen.

Unbeschreibliche Begeisterung schlägt uns entgegen. Die Hingabe an den Führer, der Wunsch der Menschen, ihre Begeisterung, ihren Opferwillen, ihre Gefolgschaftstreue dem Führer mitzuteilen, hat nach dieser langen Folge großartiger Kundgebungen und nach diesen drei herrlichen Fahrten durch die Straßen Kölns den Höhepunkt erreicht.

Die Tausende sind auf die Stühle gesprungen. Sie schreien mit aller Kraft, die die Lungen hergeben wollen.

Der ganze Saal scheint in fanatischer Besessenheit zu rasen. Hier wird nun der Führer den Schlußappell in dieser gewaltigen Mobilmachung für den Frieden Europas an die deutsche Nation richten.

Hier in diesem kleinen Raum, wo der Führer jedem der vielen Tausend ins Gesicht schauen kann, wo er das Auge jedes einzelnen zu finden weiß, wo er an

den Augen die Kraft des Herzens, den Glauben und die Hingabe, den Mut und die Treue ablesen kann.

Unbeschreiblich schön sind unsere großen gigantischen Massenveranstaltungen.

Aber von unbeschreiblich tiefer und elementarer Wirkung sind die Kundgebungen des Führers vor einem kleineren Kreis von Menschen.

Man kann fast sagen, daß der Führer um so eindrucksvoller spricht, je kleiner der Kreis der Menschen ist, die ihm zuhören. Diese Schlußkundgebung im befreiten Köln wird für uns alle ein doppeltes Erlebnis bringen.

Die Tausende hier im Saal sind wie ein einziger großer Körper, durch den in jeder Sekunde der Herzschlag des Führers zuckt.

Durch diese vier- oder fünftausend Menschen läuft der Wille des Führers wie ein starker elektrischer Strom.

Diese Menschen sind besessen und erfaßt von der Kraft Adolf Hitlers. Es ist, als kreise sein Blut körperlich durch diese fünftausend hindurch.

Damit wird zugleich der Herzschlag des Führers von elementarer Stärke, alles, was er sagt, alles, was er an Willen und Glauben in ein Wort hineinlegt, ist sogleich vieltausendfach verstärkt und trägt die Kraft und den Willen und den Glauben und den Herzschlag und das Blut dieser fünftausend in sich.

Und draußen lauscht das deutsche Volk auf diese starke, von Feuer und Kraft erfüllte Stimme.

Draußen vor den Toren der Messehalle stehen sie dicht gedrängt, um den Führer über die Lautsprecher zu hören.

Zu den Füßen des ehrwürdigen und fast tausendjährigen Domes stehen die Massen um die Lautsprecher geballt.

In allen Straßen von Köln horcht das Volk.

In allen Cafés, in allen Lokalen, in allen Theatern, in allen Wartesälen der Bahnhöfe regt sich nichts mehr.

Kein Kellner bedient, keine Mamsell schenkt aus, keine Geschäfte werden erledigt. Alles ruht, alles ist in gespanntester Aufmerksamkeit.

Deutschland lauscht auf den Führer.

Das deutsche Volk lauscht auf Adolf Hitler.

Von den Bergen Kärntens und der Steiermark, ja vielleicht von den Höhen Süd-Tirols, wo irgend Deutsche wohnen, bis weit herauf in die baltischen Länder, bis herunter an die Wolga-Ufer in Sowjetrußland, bis hinüber nach den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika, den Küsten Süd-Amerikas, den weiten Gebieten in Afrika ist eine Stille wie in der Heiligen Nacht.

Durch alle deutschen Menschen geht in dieser Stunde das beglückende Gefühl der Gemeinsamkeit und der

Verbundenheit und alle deutschen Menschen wissen, diese Gemeinsamkeit und Verbundenheit läuft in dem Bekenntnis zu einem Mann zusammen: Adolf Hitler.

Schwer zu beschreiben, was der Führer in dieser Stunde spricht, schwer zu beschreiben, wie er es spricht. Es ist ein heiliges Bekenntnis zu Deutschland:

„Ich trete ein für das Recht und die Freiheit meines Volkes, ich will den Frieden, ich gebe den anderen die Hand und ich verlange von Dir, Du mein Volk, daß Du Dich in beidem mit mir vereinst zu einer untrennbaren Gemeinschaft. Drei Jahre lang habe ich gearbeitet für die Ehre meines Volkes, habe mich abgemüht und abgesorgt für seine Freiheit und für sein gleiches Recht.

Drei Jahre lang habe ich gebangt für diesen Frieden und heute muß ich der Welt den Wahrheitsbeweis dafür antreten, daß diese Sorgen, dieses Bangen, diese Hoffnung, aber auch diese Entschlossenheit, nicht die eines einzelnen Menschen sind, sondern daß sie sind die Tugenden und das Bekenntnis eines gesamten Volkes.

Meine deutschen Volksgenossen, wir haben vor unserer eigenen Geschichte und vor unserem ewigen Herrgott sehr viel wieder gutzumachen.

Kaum lag seine Gnade über uns, und wir sind nicht würdig gewesen, sie zu bewahren. Die Vorsehung hat uns ihren Schutz entzogen und unser Volk ist ge-

stürzt, so tief gestürzt, wie kaum ein zweites Volk je zuvor.

In dieser schweren Not, da haben wir nun wieder beten gelernt, da haben wir gelernt, uns gegenseitig zu achten, da haben wir wieder geglaubt an die Tugenden eines Volkes und haben uns bemüht, wieder besser zu werden.

So ist eine neue Gemeinschaft entstanden, und dieses Volk von heute kann nicht mehr verglichen werden mit dem Volk, das hinter uns liegt.

Es ist besser, anständiger und edler geworden, und wir fühlen es, die Gnade des Herrn wendet sich uns wieder langsam zu, und in dieser Stunde, da sinken wir in die Knie und bitten unseren Allmächtigen, er möge uns segnen, er möge uns die Kraft verleihen, den Kampf zu bestehen für die Freiheit und die Zukunft und die Ehre und den Frieden unseres Volkes, so wahr uns Gott helfe!*

Nach diesen Worten des Führers herrscht die Stille der Ergriffenheit. Dann bricht die Begeisterung plötzlich elementar durch. In den Sturm hinein beginnt der Dankgesang der Massen:

„Wir treten zum Beten
vor Gott den Gerechten ..."

Die Orgel fällt in den brausenden, inbrünstigen Ge-

sang ein, und zugleich beginnen in der ganzen Stadt, dann überall im Reich, die Glocken zu dröhnen.

Friedensglocken am Rhein!

Friedensglocken über Deutschland!

Dann herrscht Stille.

Stumm fahren wir den langen Weg zum Bahnhof.

Als wir im Sonderzug angekommen sind, hören wir, daß wir erst in etwa einer Stunde abfahren werden. Nach einer Weile verläßt der Führer seinen Wagen und geht zu den SS.-Männern hinaus auf den Bahnsteig. Keiner hat es bemerkt. Alles fragt auf einmal nach dem Führer, und nun entdecken wir ihn dahinten ganz am Ende des Bahnsteigs allein in einer Gruppe von SS.-Männern, die er nach ihrem persönlichen Schicksal, nach ihrer Arbeit, ihrer Familie und ihrem Leben ausfragt, als Kamerad unter Kameraden.

Dann geht die Fahrt durch das Ruhrgebiet nach Dortmund und weiter in Richtung Berlin.

Der Führer sitzt schweigend am offenen Fenster. Reichsführer Himmler, Reichsminister Goebbels, Reichsminister Frank, Staatssekretär Lammers und ich sitzen bei ihm. Es wird kaum ein Wort gesprochen; wir haben das Licht ausgedreht. Nur hinter einem Verschlag im Schreibraum brennt eine kleine matte Tischlampe.

Unser Zug braust an Schachtanlagen, mächtigen Fabriken, rauchenden Schloten und brennenden Hochöfen vorbei. Dann und wann sagt der Führer die Namen von Werken, von Zechen und Gruben. Er kennt sie fast alle. Seine Gedanken weilen bei den Arbeitern, die dort vor den glühenden Hochöfen oder tausend Meter unter der Erde in den Schächten und Gruben ihren Dienst tun.

Dieses ganze weite Gebiet ist wie eine einzige gewaltige Stadt der Arbeit. Überall liegen Dampfwolken, Dunst und Rauch über der Landschaft, überall leuchten die mächtigen hohen Fabrikfenster und zeigen, daß hier Tag und Nacht für Deutschlands Wohlstand, für Deutschlands materielle Güter und schließlich auch für Deutschlands Freiheit gewerkt wird. Nach langer Zeit sagt der Führer mit einem Blick auf die hohen Fabrikhallen zu beiden Seiten der Bahnlinie:

„Ich bin glücklich, daß wir diese gewaltigen Dome der Arbeit nun wieder durch eine deutsche Armee schützen können."

Ein Sieg für den Frieden Europas

Dienstag, 31. März

Der 29. März 1936 wird ein einzigartiger Siegestag für den Führer. 44,4 Millionen Männer und Frauen geben ihre Stimmen für Adolf Hitler, seinen Reichstag und seine Außenpolitik. So ist dieser innere Wahlsieg auch zugleich ein gewaltiger äußerer Sieg für den Frieden Europas, eine Demonstration der deutschen Entschlossenheit und der Friedensliebe unseres Volkes. Der Führer erweitert und vertieft darauf seinen Friedensvorschlag vom 7. März mit einem neuen großen Friedensplan der Reichsregierung, der am 31. März 1936 in London überreicht wird und dem der folgende Text entnommen ist:

„Die deutsche Regierung hat soeben vom deutschen Volk unter anderem ein feierliches Generalmandat erhalten zur Vertretung des Reiches und der deutschen Nation nach zwei Richtungen:

1. Das deutsche Volk ist entschlossen, unter allen Umständen seine Freiheit, seine Selbständigkeit und damit seine Gleichberechtigung zu wahren. Es sieht in der Vertretung dieser natürlichen internationalen Grundsätze des staatlichen Lebens ein Gebot der

nationalen Ehre und eine Voraussetzung für jede praktische Zusammenarbeit der Völker, von der es unter keinen Umständen mehr abgehen wird.

2. Das deutsche Volk wünscht aus aufrichtigstem Herzen mit allen seinen Kräften mitzuhelfen am großen Werk einer allgemeinen Versöhnung und Verständigung der europäischen Nationen zum Zweck der Sicherung des für diesen Kontinent, seine Kultur und seine Wohlfahrt so notwendigen Friedens.

Dies sind die Wünsche des deutschen Volkes und damit die Verpflichtung der deutschen Regierung."*

„Zu diesem Zwecke schlägt die deutsche Regierung nun folgenden Friedensplan vor:

1. Um den kommenden Abmachungen für die Sicherung des europäischen Friedens den Charakter heiliger Verträge zu verleihen, nehmen an ihnen die in Frage kommenden Nationen nur als vollkommen gleichberechtigte und gleichgeachtete Glieder teil. Der einzige Zwang für die Unterzeichnung dieser Verträge kann nur in der sichtbaren von allen erkannten Zweckmäßigkeit dieser Abmachungen für den europäischen Frieden und damit für das soziale Glück und das wirtschaftliche Wohlergehen der Völker liegen.

2. Um die Zeit der Unsicherheit im Interesse des wirtschaftlichen Lebens der europäischen Völker möglichst abzukürzen, schlägt die deutsche Regierung vor, den ersten Abschnitt bis zur Unterzeichnung der Nichtangriffspakte und damit der garantierten europäischen Friedenssicherung auf vier Monate zu begrenzen.

3. Die deutsche Regierung versichert unter der Voraussetzung eines sinngemäßen gleichen Verhaltens der belgischen und französischen Regierung für diesen Zeitraum keinerlei Verstärkung der im Rheinland befindlichen Truppen vorzunehmen.

4. Die deutsche Regierung versichert, daß sie die im Rheinland befindlichen Truppen während dieses Zeitraumes nicht näher an die belgische und französische Grenze heranführen wird.

5. Die deutsche Regierung schlägt zur Garantierung dieser beiderseitigen Versicherungen die Bildung einer Kommission vor, die sich aus Vertretern der beiden Garantiemächte England und Italien und einer desinteressierten neutralen dritten Macht zusammensetzt.

6. Deutschland, Belgien und Frankreich sind berechtigt, je einen Vertreter in diese Kommission zu entsenden. Deutschland, Belgien und Frankreich besitzen das Recht, dann, wenn sie glauben, aus be-

stimmten Vorgängen auf eine Veränderung der militärischen Verhältnisse innerhalb dieses Zeitraumes von vier Monaten hinweisen zu können, ihre Wahrnehmungen der Garantiekommission mitzuteilen.

7. Deutschland, Belgien und Frankreich erklären sich bereit, in einem solchen Falle zu gestatten, daß diese Kommission durch die englischen und italienischen Militärattachés notwendige Feststellungen treffen läßt und hierüber den beteiligten Mächten berichtet.

8. Deutschland, Belgien und Frankreich versichern, daß sie die sich daraus ergebenden Beanstandungen in vollem Umfange berücksichtigen werden.

9. Im übrigen ist die deutsche Regierung bereit, auf der Basis voller Gegenseitigkeit mit ihren beiden westlichen Nachbarn jeder militärischen Beschränkung an der deutschen Westgrenze zuzustimmen.

10. Deutschland, Belgien und Frankreich und die beiden Garantiemächte kommen überein, daß sie sofort oder spätestens nach Abschluß der französischen Wahlen, unter Führung der britischen Regierung in Beratungen eintreten über den Abschluß eines fünfundzwanzigjährigen Nichtangriffs- bzw. Sicher-

heitspaktes zwischen Frankreich und Belgien einerseits und Deutschland andererseits.

11. Deutschland ist einverstanden, daß in diesem Sicherheitsabkommen England und Italien wieder als Garantiemächte unterzeichnen.

12. Sollten sich aus diesen Sicherheitsabmachungen besondere militärische Beistandsverpflichtungen ergeben, so erklärt sich Deutschland bereit, auch seinerseits solche Verpflichtungen auf sich zu nehmen.

13. Die deutsche Regierung wiederholt hiermit den Vorschlag für den Abschluß eines Luftpaktes als Ergänzung und Verstärkung dieser Sicherheitsabmachungen.

14. Die deutsche Regierung wiederholt, daß sie bereit ist, falls die Niederlande es wünschen, auch diesen Staat in dieses westeuropäische Sicherheitsabkommen einzubeziehen.

15. Um dem Werk dieser aus freiem Willen erfolgenden Friedenssicherung zwischen Deutschland einerseits und Frankreich andererseits den Charakter eines versöhnenden Abschlusses einer jahrhundertelangen Entzweiung zu geben, verpflichten sich Deutschland und Frankreich, darauf hinzuwirken, daß in der Erziehung der Jugend der beiden Nationen sowohl als in öffentlichen Publikationen alles

vermieden wird, was als Herabsetzung, Verächtlichmachung oder unpassende Einmischung in die inneren Angelegenheiten der anderen Seite geeignet sein könnte, die Einstellung der beiden Völker gegeneinander zu vergiften. Sie kommen überein, eine gemeinsame Kommission am Sitze des Völkerbundes in Genf zu bilden, die beauftragt sein soll, einlaufende Beschwerden den beiden Regierungen zur Kenntnisnahme und Überprüfung vorzulegen.

16. Deutschland und Frankreich verpflichten sich, im Verfolg der Absicht dieser Abmachung den Charakter eines heiligen Vertrages zu geben, die Ratifizierung durch eine Abstimmung von den beiden Völkern selbst vornehmen zu lassen.

17. Deutschland erklärt sich bereit, seinerseits in Verbindung zu treten mit den Staaten an seiner Südost- und Nordostgrenze, um diese zum Abschluß der angebotenen Nichtangriffspakte unmittelbar einzuladen.

18. Deutschland erklärt sich bereit, sofort oder nach Abschluß dieser Verträge wieder in den Völkerbund einzutreten. Die deutsche Regierung wiederholt dabei ihre Erwartung, daß im Laufe einer angemessenen Zeit auf dem Wege freundschaftlicher Verhandlungen die Frage der kolonialen Gleichberechtigung sowie die Frage der Trennung des

Völkerbundstatuts von seiner Versailler Grundlage geklärt wird.

19. Deutschland schlägt vor, ein internationales Schiedsgericht zu bilden, das für die Einhaltung dieses Vertragswerkes zuständig sein soll und dessen Entscheidungen für alle bindend sind."

*

„Nach dem Abschluß eines solchen großen Werkes der europäischen Friedenssicherung hält es die deutsche Reichsregierung für dringend notwendig, Versuche zu unternehmen, einem uferlosen Wettrüsten durch praktische Maßnahmen Einhalt zu gebieten. Sie würde darin nicht nur eine Erleichterung der finanziellen und wirtschaftlichen Lage der Völker sehen, sondern vor allem eine psychologische Entspannung.

Die deutsche Reichsregierung verspricht sich aber nichts von dem Versuch universaler Regelungen, der von vornherein zum Scheitern verurteilt sein würde. und daher nur von denen vorgeschlagen werden kann, die am Zustandekommen eines praktischen Ergebnisses nicht interessiert sind. Sie glaubt, daß demgegenüber die Verhandlungen und Ergebnisse auf dem Gebiet der Beschränkung maritimer Rüstungen belehrend und anregend wirken können.

Die deutsche Reichsregierung schlägt daher vor, die spätere Einberufung von Konferenzen mit jeweils nur einer, aber klar umrissenen Aufgabe.

Sie sieht es als die zunächst wichtigste Aufgabe an, den Luftkrieg in die moralische und menschliche Atmosphäre der seinerzeit durch die Genfer Konvention dem Nichtkriegsteilnehmer oder dem Verwundeten zugebilligten Schonung zu bringen. So wie die Tötung wehrloser Verwundeter oder Gefangener oder die Verwendung von Dumdum-Geschossen oder die Führung des warnungslosen U-Boot-Krieges durch internationale Konventionen geregelt bzw. verboten worden sind, muß es einer zivilisierten Menschheit gelingen, auch auf den Gebieten neuer Waffenanwendung die Möglichkeit einer sinnlosen Entartung zu unterbinden, ohne dem Zweck der Kriegführung zu widersprechen.

Die deutsche Regierung schlägt daher für diese Konferenzen zunächst als praktische Aufgaben vor:

1. Verbot des Abwurfes von Gas-, Gift- und Brandbomben.

2. Verbot des Abwurfes von Bomben jeglicher Art auf offene Ortschaften, die sich außerhalb der Reichweite der mittleren schweren Artillerie der kämpfenden Fronten befinden.

3. Verbot der Beschießung von Ortschaften mit

weittragenden Kanonen außerhalb einer Gefechtszone von zwanzig Kilometer.

4. Abschaffung und Verbot des Baues von Tanks schwerster Art.

5. Abschaffung und Verbot schwerster Artillerie.

Sowie sich aus solchen Besprechungen und Abmachungen die Möglichkeiten der weiteren Begrenzung der Rüstungen ergeben, sind diese wahrzunehmen.

Die deutsche Regierung erklärt sich schon jetzt bereit, jeder solchen Regelung, soweit sie international gültig wird, beizutreten.

Die deutsche Reichsregierung glaubt, daß, wenn auch nur ein erster Schritt auf dem Wege zur Abrüstung gemacht ist, dies von außerordentlicher Tragweite für die Einstellung der Völker zueinander sein wird, und damit auch für die Wiederkehr jenes Vertrauens, das die Voraussetzung für die Entwicklung von Handel und Wohlstand bildet.

Um dem allgemeinen Wunsche nach einer Wiederherstellung günstiger, wirtschaftlicher Verhältnisse zu entsprechen, ist sie daher bereit, im Sinne der gemachten Vorschläge sofort nach Abschluß des politischen Vertragswerkes mit den in Frage kommenden Ländern in einen Gedankenaustausch über wirtschaftliche Fragen einzutreten und alles in ihrer

Macht Stehende zur Verbesserung der Wirtschaftslage in Europa sowie der von dieser nicht zu trennenden Weltwirtschaft im allgemeinen beizutragen."

*

„Die deutsche Reichsregierung glaubt, mit dem oben niedergelegten Friedensplan ihren Beitrag geleistet zu haben zum Aufbau eines neuen Europas auf der Basis der gegenseitigen Achtung und des Vertrauens zwischen souveränen Staaten. Manche Gelegenheiten zu dieser Befriedung Europas, zu der Deutschland in den letzten Jahren so oft die Hand bot, sind versäumt worden. Möge dieser Versuch einer europäischen Verständigung endlich gelingen.

Die deutsche Reichsregierung glaubt zuversichtlich, durch die Vorlegung des obigen Friedensplanes den Weg hierzu nunmehr freigemacht zu haben."*

Zwei Tage vor der Übergabe dieses deutschen Friedensplanes in London, am Sonntag, dem 29. März, dem Wahltag für Frieden und Gleichberechtigung, sind wir, aus Köln kommend, in Berlin eingetroffen. Noch auf dem Bahnhof, in dem für die Reisenden als Abstimmungslokal eingerichteten Wartesaal 3. Klasse, hat der Führer seinen Stimmzettel in der verschlossenen Abstimmungszelle angekreuzt und in die Wahlurne geworfen.

Adolf Hitlers Stimme für den Frieden Europas!

Wann werden die anderen Staatsmänner dieses Kontinents seinem Beispiel folgen?

Mit Adolf Hitler stimmten alle wahlfähigen Deutschen, über vierundvierzig Millionen Männer und Frauen des deutschen Volkes, für Frieden und Gleichberechtigung.

Wann werden die Völker Europas insgesamt ihre Stimme für den Frieden Europas abgeben?

Das deutsche Volk hat eine einzigartige symbolische Handlung vollzogen.

Die Reihe ist nun an den anderen.

Weitere Werke von Eugen Hadamovsky:

Dein Rundfunk

Ein Rundfunkbuch für alle Volksgenossen.
Von einer fesselnden Schilderung der Nachtsendung aus der Reichskanzlei am 30. Januar 1933 bis zum „Sozialismus der Tat", der Schaffung des Volksempfängers, finden wir hier einen Querschnitt und zugleich ein Programm. / Leinen RM. 3.—

Adolf Hitler erobert die Wirtschaft

Ein Überblick über das Werden und Wirken des nationalsozialistischen Rundfunks, sowie über das gesamte wirtschaftliche Ringen unserer Tage. / Kartoniert RM. —.60

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen

Zentralverlag der NSDAP., Frz. Eher Nachf., München